

Volker Kutschner
LUNAPARK

Gereon Raths sechster Fall

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2018

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © akg-images

Gesetzt aus der Goudy Old Style

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05161-2

Die hell erleuchteten Fassaden der Großstadt glitten an ihm vorüber, und er lehnte sich zurück in die Lederpolster. Mehr als zwei Stunden Fahrt lagen noch vor ihm: nach dem Lichtermeer der Berliner Nacht die Dunkelheit der Mark Brandenburg: nur die Alleebäume rechts und links der Chaussee, von den Autoscheinwerfern für Sekunden ins Licht geholt, um dann wieder in die Dunkelheit zurückgeworfen zu werden. Das hatte etwas Beruhigendes, fand er, diese ewige Wiederkehr des Gleichen.

Adolf Osterberg liebte es, in seinem Audi SS durch die Gegend gefahren zu werden, auf der Rückbank eine Zigarre zu rauchen und nachzudenken. Und heute gab es besonders erfreuliche Dinge, über die er nachdenken konnte. Sein Geschäftsabschluss mit Friedländer war mehr als zufriedenstellend. Ein Geschäft, von dem sie beide profitierten und das ihnen für die nächsten Monate Sicherheit gäbe. Sie hatten sich einen Cognac gegönnt zum Abschluss ihres Geschäftsessens, und immer noch spürte Osterberg die Wärme des Alkohols, die das Gefühl tiefster Zufriedenheit, das sich in ihm ausbreitete, auf angenehme Weise unterstützte.

Schulze steuerte den Achtzylinder mit ruhiger Hand. Der junge Fahrer kannte sich nicht nur gut mit Autos aus – fast alle Reparaturen erledigte er selbst –, er war auch im Umgang ein äußerst angenehmer Mensch, in dessen Gesellschaft man sich einfach gerne aufhielt. Und was war bei einem Chauffeur wichtiger?

Emilie und die Kinder waren bereits in Ahrenshoop, dorthin würde er morgen Abend nachreisen, wenn er in der Firma alles geregelt hatte und Leyboldt, seinem Prokuristen, die neuen Aufträge übergeben und alle Instruktionen für die nächsten zwei Wochen erteilt hätte. Nur noch ein Arbeitstag lag vor ihm, dann begann der Urlaub. Zwei Wochen Ostsee.

Er freute sich schon auf das Gesicht seiner Frau, wenn er ihr die Neuigkeiten erzählte. Von wegen: Im neuen Deutschland sei kein Platz mehr für ihresgleichen! Adolf Osterberg war alter Frontkämpfer, das zählte auch unter der neuen Regierung. Er war national gesinnt, immer gewesen, Deutschland kam vor allem anderen, manchmal sogar vor seiner Frau, und das hieß schon etwas, denn Adolf Osterberg liebte seine Frau.

Die Wollweberei, deren Direktor er war, lief gut. Auf die Gerüchte, die immer mal wieder die Runde machten, gab er nicht viel. Man musste ja nicht unbedingt damit hausieren gehen, dass man jüdisch war, dann ließen sie einen schon in Ruhe. Und viele andere Dinge machte die neue Regierung goldrichtig. Wie sie mit den Kommunisten umgesprungen war!

Der Fahrer schaute immer wieder in den Rückspiegel.

»Was ist denn, Johann? Stimmt etwas nicht?«

»Nichts Besonderes, Herr Direktor. Aber der Hanomag hinter uns macht mich nervös. Folgt uns schon seit dem Spittelmarkt.«

»Dann drosseln Sie doch mal das Tempo und lassen ihn überholen«, sagte Osterberg und griff zur Zigarrenkiste, »so eilig haben wir's ja nicht.«

»Sehr wohl, Herr Direktor.«

Schulze ging vom Gas, und tatsächlich zog ein dunkelblauer Hanomag Rekord an ihnen vorbei. Osterberg schaute sich um. Ein weiterer Wagen hinter ihnen, sonst kein Auto weit und breit; sie waren schon ein ganzes Stück vom Stadtzentrum entfernt auf der Köpenicker Straße. Der Hanomag überholte den Audi, doch dann stellte er sich plötzlich mit einem gewagten Manöver quer und blieb mitten auf dem Fahrdamm stehen. Schulze musste auf die Bremsen steigen. Mit quietschenden Reifen kamen sie zum Halten.

Aus dem Hanomag stiegen vier Männer, allesamt in braunen Uniformen. Osterberg seufzte. Das hatte ihm noch gefehlt. Hinter ihnen hielt auch der andere Wagen, aus dem ebenfalls SA-Männer stiegen. Man hatte sie in die Zange genommen. Osterberg legte die Zigarrenkiste wieder beiseite. Er hatte sich zu früh gefreut.

Einer der Braunhemden, ein hageres, unscheinbares Kerlchen, das ohne Uniform ausgesehen hätte wie ein harmloser Buch-

halter, klopfte an die Scheibe. Schulze kurbelte das Fenster herunter.

»Führerschein. Fahrzeugpapiere.«

»Heil Hitler, Sturmführer. Was gibt's denn?«

»Führerschein! Fahrzeugpapiere!«

Schulze griff ins Handschuhfach und überreichte das Gewünschte. Der SA-Mann klappte die Dokumente auf und schaute misstrauisch ins Wageninnere.

»Schulze, Johann. Das sind Sie?«

»Jawohl, Sturmführer.«

»Aber das Fahrzeug gehört einem gewissen Osterberg, Adolf.«

»Mein Chef, Sturmführer. Ich bin nur der Chauffeur.«

»Halten Sie mich für blöd? Dass das keine SA-Uniform ist, die Sie da tragen, das seh ich auch.«

»Adolf?«, meldete sich ein vierschrötiger Kerl neben dem Sturmführer zu Wort. »'ne Judensau, die Adolf heeßt? Is ja irre!«

Der Sturmführer warf dem Kerl einen Blick zu, und der verstummte.

Dann ging er zum Wagenfond und schaute hinein. Osterberg kurbelte seine Scheibe herunter.

»Heil Hitler, Sturmführer!«, sagte er und streckte vorschriftsmäßig den rechten Arm aus, so gut es in dem engen Innenraum ging.

»Sie sind Adolf Osterberg?«

»Jawohl!«

»Steigen Sie bitte aus dem Wagen.«

»Ist das wirklich nötig? Ich ...«

»Aussteigen, habe ich gesagt!«

»Jawohl.«

Adolf Osterberg war irritiert. Was hatte er falsch gemacht? Er hatte den Deutschen Gruß entboten und auch sonst jeden Respekt gezeigt, den die SA verdiente. Männer wie diese hier hatten im Kampf gegen die Kommune an vorderster Front gestanden, sie hatten ganz in seinem Sinne gehandelt. Über ihre antisemitischen Frotzeleien konnte er hinwegsehen. So stolz war er gar nicht darauf, Jude zu sein. Deutsch zu sein war für ihn schon immer wichtiger gewesen. Emilie zuliebe hatte er sogar konvertieren wollen, aber sie war dagegen gewesen, also hatte er es bleiben

lassen. Sonderlich fromm waren sie beide ohnehin nicht. Nie gewesen.

»Was fährt denn einer wie Sie so einen schicken Wagen?«, fragte der Sturmführer, als Osterberg ausgestiegen war.

»Einer wie ich? Mit Verlaub, ich bin Fabrikant! Leite eine Wollweberei. Eine gut laufende. In Cottbus.«

»Der Wagen ist konfisziert.«

»Wie bitte?« Osterberg glaubte, sich verhöhrt zu haben. »Wie soll ich denn um diese Zeit nach Cottbus kommen ohne mein Auto?«

»Darüber müssen Sie sich keine Sorgen machen.«

Der bullige SA-Mann, der eben den misslungenen Witz über Osterbergs Vornamen gemacht hatte, seinem Kragenspiegel nach ein Rottenführer, beugte sich zu Schulze hinunter.

»Sitzt du auf den Ohren, Judenknecht? Der Wagen ist konfisziert! Raus mit dir!«

Osterbergs Fahrer blieb ruhig. Er öffnete die Tür und stieg aus.

»Schulze hört sich nicht besonders jüdisch an«, sagte der Rottenführer, dem die Rauflust geradezu aus den Augen sprang.

»Ich bin katholisch«, sagte Schulze mit leiser Stimme.

»Mit Verlaub, Sturmführer«, mischte sich Osterberg wieder ein. »Wir sind gute, aufrechte Deutsche, Sie brauchen uns ...«

Bevor er den Satz zu Ende bringen konnte, trat der Rottenführer einen Schritt näher und rammte ihm seine Faust mit einer derartigen Wucht in die Magengrube, dass Adolf Osterberg einknickte und sich auf der Stelle übergab. Das gute Abendessen und der teure Cognac landeten auf dem Pflaster der Köpenicker Straße.

»'n Jude, der Adolf heißt und behauptet, 'n aufrechter Deutscher zu sein? Ick gloob, mein Schwein pfeift! Wie aufrecht biste denn jetze, du Itzig?«

Während Osterberg auf dem Boden hockte und nach Luft schnappte, wandte sich der Rottenführer dem Chauffeur zu. Schulze hatte seinem Chef zu Hilfe eilen wollen, doch zwei SA-Männer hatten ihn rechts und links gepackt.

»Du bist also 'n Kathole«, sagte der bullige Kerl und baute sich mit seiner ganzen Körpermasse vor Schulze auf. »Und warum arbeiteste dann für so 'ne Judensau.«

»Herr Osterberg ist keine Judensau, sondern der beste Chef, den man sich nur wünschen kann.«

Adolf Osterberg war gerührt von der Loyalität, die sein Fahrer zeigte, doch wünschte er sich, Schulze hätte geschwiegen. Er hockte immer noch auf dem Straßenpflaster, aber dann rissen ihn zwei SA-Männer nach oben und nahmen ihn in ihre Mitte. Osterberg kam sich vor wie verhaftet, dabei hatte er sich nichts zuschulden kommen lassen, außer nachts um zehn mit dem Auto durch Berlin zu fahren.

»Weißt du, was ich von deinem Chef halte?«, sagte der Rottenführer. Er stand nun ganz dicht vor Schulze. »Er ist ein Stück Scheiße, das man durch den Lokus spülen sollte.«

Der treue Schulze blieb ruhig. Doch er machte den Fehler zu antworten.

»Es ist mir völlig gleichgültig, was ein Analphabet wie du von meinem Chef hält.«

Der Rottenführer erwiderte nichts, nach einer kleinen Pause, die er offensichtlich brauchte, um das Gesagte als Beleidigung zu verstehen, nickte er nur kurz mit seinem schweren Kopf nach vorne und traf das Nasenbein des Fahrers mit voller Wucht. Schulze verdrehte die Augen und ging zu Boden, denn die beiden SA-Männer hatten ihn losgelassen und machten ihrem Rottenführer Platz, der mit seinen schweren Stiefeln ausholte und gegen Schulzes Kopf trat wie gegen einen Fußball. Die Chauffeurmütze flog in hohem Bogen übers Pflaster. Immer wieder trat der Kerl gegen den leblosen Körper, sprang auf ihm herum, als gelte es, ein Feuer auszutreten. Mehrmals meinte Osterberg, Knochen brechen zu hören, doch er konnte nichts tun, die Männer an seiner Seite hielten ihn so fest, dass er sich kaum rühren konnte.

»Hören Sie auf!«, rief er, »Sie bringen den armen Kerl doch um!«

Niemand reagierte.

Dann schien der Rottenführer sich endlich zu beruhigen. So sah es jedenfalls aus, doch Osterberg sollte sich täuschen. Langsam kniete sich der bullige Kerl auf den Boden und beugte sich über sein blutüberströmtes Opfer, das reglos und röchelnd am Boden lag, beugte sich über den wehrlosen Schulze und berührte dessen Gesicht, als wolle er ihn auf die Stirn küssen, doch das tat

er nicht. Seine Lippen stülpten sich über Schulzes rechtes Auge. Und was Adolf Osterberg dann hilflos mit ansehen musste, in eisernem Griff gehalten von zwei SA-Männern und ohne jede Chance, eingreifen zu können, war das Schrecklichste, was er in seinem Leben je erlebt hatte.

ERSTER TEIL LUNA PLENA

Montag, 28. Mai, bis Donnerstag, 7. Juni 1934

*Lester Freamon: A life, Jimmy, you know what that is? It's the shit
that happens while you're waiting for moments that never come.*

THE WIRE, SEASON 3, EPISODE 9, SLAPSTICK

1

O bwohl er sich gleich nach dem Anruf auf den Weg gemacht hatte, herrschte bereits Hochbetrieb. Im Schatten einer hohen Backsteinmauer standen zwei grüne Opel vom Präsidium, ein Überfallwagen der Schutzpolizei, der dunkelrote Horch von Doktor Karthaus und das schwarz glänzende Mordauto aufgereiht am Bordstein der Gartenstraße. Ein paar Meter weiter, im Halbdunkel unter der Bahnbrücke, waren so viele Schupos postiert, dass Rath vor lauter Uniformblau kaum etwas von dem erkennen konnte, was sich dahinter abspielte. Er parkte seinen Buick ganz hinten in der Reihe und stieg aus.

Der Morgen war nicht allzu freundlich, ein grauer Himmel hing über der Stadt. Rath holte sein Zigarettenetui aus der Manteltasche, zündete sich eine Overstolz an und schaute sich um. Rechts heruntergekommene Mietskasernen, links die Mauer, die das Betriebsgelände des Stettiner Bahnhofs vom Rest der Welt abschirmte. Und geradeaus versperrte eine monströse stählerne Eisenbahnbrücke den Blick auf den Horizont, die Liesenbrücke, so genannt wegen einer der Straßen, die sie überspannte, doch klang der Name eigentlich viel zu lieblich für den schwarzgrauen Koloss, der aussah, als habe ein schlecht gelaunter Gott ihn aus Wut mitten zwischen die Häuser geworfen. Alles in allem eine unwirtliche Gegend: unten Mietskasernen, Industrie und Friedhöfe, oben die Züge, die zum Stettiner Bahnhof ratterten und alle paar Minuten einen Höllenlärm machten.

Der Tatort schien sich genau unter der Brücke zu befinden, mehr als ein Dutzend Blaue hatten dort eine Kette gebildet. Zwei Männer in Zivil sprachen gerade mit einem Hauptwachtmeister, einer hatte einen altertümlichen Fotoapparat mitsamt Holzstativ geschultert, der andere einen Notizblock gezückt. Kriminalsekretär Paul Czerwinski und Kommissar z. A. Andreas Lange, seine

beiden Männer für den heutigen Einsatz. Vergleichsweise wenig, wenn man bedachte, mit wie vielen Leuten der Erkennungsdienst und die Schutzpolizei angerückt waren.

Rath war müde. In der Nacht hatten ihn die Dämonen wieder besucht, die seine Albträume bevölkerten, die Menschen, deren Tod er verschuldet hatte, und die ihn nicht in Ruhe lassen wollten. Immer wieder in den Vollmondnächten krochen sie aus ihren Gräbern und hinein in seine Träume.

Er inhalierte den Zigarettenrauch zusammen mit der kühlen Morgenluft und ging hinüber. Lange hatte ihn bereits entdeckt und tippte mit zwei Fingern an die Hutkrempe. Woraufhin Czerwinski sich umdrehte und mit seinem Stativ beinahe einen der Schutzpolizisten gestreift hätte. Im letzten Moment duckte sich der Mann weg. Eine solche Szene hatte Rath zuletzt im Kino gesehen, in irgendeinem Dick-und-Doof-Film, Czerwinski jedoch passierte so etwas auch im richtigen Leben.

Unter der Bahnbrücke klebte noch immer die Nacht, es war duster und wurde auch ein paar Grad kälter, kaum war Rath in den Schatten des stählernen Gerüsts getreten.

»Was für ein Großaufgebot«, sagte er, als er die Kollegen erreicht hatte. »Man könnte ja fast meinen, der Kaiser von China sei gestorben.«

Niemand verzog eine Miene. Lange räusperte sich und schaute auf seine Schuhspitzen, Czerwinski grummelte etwas Unverständliches und stapfte weiter. Und der Blick des Uniformierten blitzte so böse, wie es der Rangunterschied zwischen Hauptwachtmeister und Kriminalkommissar gerade noch zuließ. Rath warf einen Blick über die blauen Schultern und verstand: Der Tote, der im Schatten der Bahnunterführung lag wie ein weggeworfener blutiger Sack, trug die braune Uniform der SA.

Rath zeigte dem Schupo seinen Dienstaussweis. »Sie haben ja mächtig viel Männer im Einsatz«, sagte er.

»Man kann nie wissen, das hier ist immer noch 'ne rote Ecke. Die Lage hat sich zwar beruhigt seit der nationalen Revolution, aber wenn die Roten sich dann doch mal aus ihren Löchern wagen, gibt's gleich Tote.«

»Hört sich an, als hätten Sie Erfahrung damit.«

»Dreiundfuffzichstes Revier«, sagte der Schupo, als erkläre das

alles. »Drüben in der Voltastraße. Wir ham immer schon unseren Kopp hinhalten müssen.«

»Na, aber diesmal hat, wie es aussieht, jemand anderes seinen Kopf hingehalten«, meinte Rath mit Blick auf die Leiche.

Der tote SA-Mann lag mitten auf dem Gehweg im Schatten der Eisenbahnbrücke und war übel zugerichtet, die Gliedmaßen unnatürlich verbogen und verrenkt, als habe man dem armen Kerl sämtliche Knochen gebrochen. Sein Gesicht war entstellt von Platzwunden, die Nase gebrochen und blutig, die fleischige Oberlippe eingerissen, sodass man die lückenhafte Zahnreihe dahinter sehen konnte. Nur die weit aufgerissenen Augen, in deren Blick das schiere Entsetzen geschrieben stand, waren wie durch ein Wunder unversehrt geblieben, ebenso die SA-Kappe, die vom Sturmriemen unterm Kinn an ihrem Platz gehalten worden war und so akkurat saß, als gehe es gleich zum Uniformappell. Der Rest der Uniform war in weniger gutem Zustand, der braune Stoff mehrfach gerissen, Blut an vielen Stellen in das Gewebe gesickert. Im Schritt hatte sich ein dunkler Wasserrand gebildet. Der Mann musste sich im Todeskampf eingenässt haben.

Auf der Backsteinwand über der Leiche hatte jemand in Großbuchstaben und mit weißer Farbe geschrieben: ARBEITER WEHRT EUCH! TOD DEN HITLERFASCHI... Weiter war er mit seiner Botschaft an die Berliner Werktätigen nicht gekommen.

Einer dieser Werktätigen stand zwischen zwei Blauen, knetete seine Mütze und gab sich große Mühe, nicht auf die unvollendete Parole zu schauen und noch weniger auf die Leiche. Die Schupos hatten dem Mann Handschellen angelegt.

Rath passierte die Polizeikette und ging hinüber. Lange folgte ihm, während Czerwinski begann, den Fotoapparat in Stellung zu bringen.

»Unser Tatverdächtiger?«, fragte Rath die Blauen.

Bevor einer der Uniformierten etwas sagen konnte, begann der Arbeiter zu reden, die Worte sprudelten förmlich aus ihm heraus. »Ick schwör Ihnen, Herr Inspektor, ick hab damit nüscht zu tun! Sonst wär ick doch nich uff die Wache. Ick und die Kollejen ham ihn doch nur entdeckt ... Da war er doch schon mausetot.«

»Sie haben den Leichenfund gemeldet?«

Der Arbeiter nickte.

»Der Mann ist ein Zeuge, warum trägt er dann Handfesseln?«, fragte Rath den Oberwachtmeister, der den Arbeiter am Arm hielt.

»Nummer sicher, Kommissar. Man weiß doch nie bei diesen Leuten.«

»Halten Sie jeden Arbeiter für einen Roten? Nehmen Sie dem Mann die Dinger ab.«

Der Oberwachtmeister wirkte nicht begeistert, doch er griff in seine Jackentasche und holte einen kleinen Schlüssel heraus.

»Wann haben Sie den Toten denn gefunden?«, fragte Rath den Arbeiter.

Der schüttelte seine Handgelenke, um die Durchblutung wieder in Gang zu bringen. »So gegen halb sechs. Wurde jerade hell.«

Rath machte eine Notiz. »Und wo sind die Kollegen, von denen Sie gesprochen haben?«

»Na, wo wohl? Arbeeten. Waren doch auf dem Weg zur Schicht.«

»Wo?«

Der Mann zeigte ostwärts. »Drüben. AEG. Und icked bin zur Wache.« Er zuckte die Achseln. »Haben jelost, wer dette da melden soll.«

»Gelost? Warum sind Sie denn nicht alle zur Wache? Ihre Kollegen sind ebenfalls Zeugen eines Mordfalls, da kann man sich doch nicht einfach so verdrücken. War Ihnen das nicht klar?«

»Meenen Se, unsereins kann sich erlauben, hier stundenlang rumzustehen statt zu malochen?« Der Arbeiter warf den Schupos einen bösen Blick zu. »Und wenn icked sehe, wie ein Volksjesnosse behandelt wird, der nur seine Pflicht erfüllt, denn bedaure icked wirklich, det icked derjenige war, der den Kürzeren jezogen hat.«

»Ihren Arbeitgeber werden wir selbstverständlich informieren. Mit Ihren Kollegen müssten wir allerdings auch noch sprechen. Haben Sie die Namen? Und Adressen?«

»Können Se haben. Wir ham nüscht zu verberjen.«

»Gut.« Rath drehte sich um. »Lange?«

»Kommissar?«

»Lange, setzen Sie doch die Befragung von Herrn ...«

»Egerland«, soufflierte der Arbeiter.

»... setzen Sie doch bitte die Befragung des Zeugen Egerland fort.«

Andreas Lange hatte seinen Block bereits gezückt, dienstteifrig wie immer. Seit einem Jahr arbeitete Rath mit Lange zusammen, der als Kriminalassistent in der Burg angefangen und inzwischen Kommissar zur Anstellung war. Die Zusammenarbeit hatte sich bewährt, Langes Berufung zum Beamten auf Lebenszeit stand nichts im Wege. Würde das z. A. hinter seinem Dienstgrad erst einmal wegfallen, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis er in ein anderes Büro umziehen würde und Rath sich wieder nach einem neuen Partner umschauchen konnte. War Gereon Rath eigentlich der einzige Beamte im ganzen Präsidium, der niemals befördert wurde? Die Sozis hatten ihn schon geflissentlich übersehen, und seit der Nazi Magnus von Levetzow Polizeipräsident war, hatten sich Rath's Aussichten auf Beförderung nicht gerade verbessert.

Würde es ihm ähnlich ergehen wie Paul Czerwinski, der seit Ewigkeiten auf der Stufe des Kriminalsekretärs stehen geblieben war? Doch Czerwinski, der sich gerade mit dem Fotoapparat abmühte, war kein Maßstab. Rath senior war der Maßstab, Kriminaldirektor Engelbert Rath, seinerzeit der jüngste Oberkommissar der Kölner Polizei, mit achtundzwanzig Jahren. Wobei der Stern seines Vaters im Kölner Polizeipräsidium im Sinken begriffen war. Sosehr Engelbert Rath die Duzfreundschaft zum früheren Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer lange Jahre genutzt hatte, sosehr hatte sie nun dazu beigetragen, den alten Herrn ins Abseits zu stellen. Sie hatten ihn nicht degradiert oder entlassen, seine Bezüge erhielt er noch, doch irgendwelchen Einfluss in der Kölner Polizei und schon gar in der Kölner Politik besaß Engelbert Rath nicht mehr.

Vielleicht fuhr man in solchen Zeiten besser, wenn man keinerlei Ambitionen hatte, dachte Rath. So wie Paul Czerwinski, der die Kamera nun endlich einsatzbereit hatte. Der Kriminalsekretär ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Zunächst nahm er die Parole ins Visier, denn mit dem Toten war die Spurensicherung noch beschäftigt.

Kronberg persönlich hockte bei der Leiche, auch die Spurensicherer nahmen einen toten SA-Mann ernst. Der ED-Chef erhob sich, als er Rath erblickte.

»Schönen guten Morgen, Kommissar.«

»Na, ob das wirklich der passende Ausdruck ist ... Angesichts der Umstände ...« Rath nickte zu dem Toten hinüber.

»Ich meinte natürlich: Heil Hitler!«

Kronberg wirkte ernsthaft erschrocken, dabei hatte Rath ihn gar nicht wegen seines Grußes maßregeln wollen. Wie blank die Nerven bei vielen Menschen lagen! Sogar ein gestandener Kriminalrat hatte Angst, etwas falsch zu machen.

Rath antwortete mit dem schlampigen Hitlergruß, den er sich in den vergangenen Monaten angewöhnt hatte, und nuschetzte sein »Heil«. Bislang hatte er sich damit durchmogeln können; außer ein paar missbilligend zusammengezogenen Augenbrauen bei der ein oder anderen Gelegenheit hatte ihm seine Interpretation des mittlerweile für Beamte vorgeschriebenen Grußes noch keine Schwierigkeiten eingebracht. Und er selbst fühlte sich besser, wenn er nicht, wie so viele Polizeibeamte, strammstand und Männchen machte. Am besten fühlte er sich, wenn er gar nicht grüßte, doch das ließ die Situation nicht immer zu.

»Kommt Gennat nicht?«, fragte Kronberg.

Kriminaldirektor Ernst Gennat, Gründer und Leiter der Berliner Mordinspektion, war schon seit Jahren nicht mehr selbst zu einem Leichenfund rausgefahren. Der Buddha, wie Gennat ob seiner Leibesfülle und noch mehr seiner stoischen Ruhe wegen genannt wurde, löste seine Fälle lieber vom Schreibtisch aus, mit einer Tasse Tee und einem Stück Stachelbeertorte als wichtigstem Arbeitsgerät. Dass Kronberg dennoch nach ihm fragte, war mehr als ungewöhnlich und hatte, wie Rath vermutete, ebenso wie die Hundertschaft, die das 53. Revier zur Tatortsicherung aufbot, mit der Uniform des Toten zu tun.

»Ich fürchte, Sie müssen mit uns vorliebnehmen, Kriminalrat«, sagte Rath. »Die Kollegen Lange und Czerwinski sind Ihnen ja bekannt. Mehr Leute habe ich erst mal nicht.«

Kronberg nickte und reichte Rath eine Briefftasche.

»Die haben wir bei dem Toten gefunden. Fingerabdrücke sind bereits gesichert. Sie können jetzt fotografieren, wenn Sie wollen.«

Rath fächerte das braune Leder auf und zählte die Scheine, zwei Zehner und drei Zwanziger. »Raubmord können wir wohl ausschließen«, sagte er, was Kronberg mit einem säuerlichen Lächeln quittierte, und fummelte sich weiter durch die Briefftasche.

Außer Kleingeld fand er zwei Zehner-Briefmarken und in einem separaten Fach, akkurat verstaut, einen Mitgliedsausweis der SA.

Rath klappte das Papier auf und blickte in das Gesicht des Toten, der sich mit einer Miene hatte fotografieren lassen, als wolle er gleich kleine Kinder fressen. Ein vierschötiger Kerl, der im Zivilberuf entweder Möbelpacker oder Preisboxer gewesen sein musste. Rath versuchte, die Statur der Leiche einzuschätzen. Groß gewachsen und kräftig, einer von der Sorte Mensch, der man lieber nicht im Dunklen begegnen mochte.

Laut Ausweis hieß der Tote Horst Kaczmarek, bekleidete den Rang eines SA-Rottenführers und war seit knapp zwei Jahren Mitglied des SA-Sturmes 101 im Wedding.

»Wo hat denn der Sturm hunderteins sein Sturmlokal?«, fragte Rath, und Kronberg hob verlegen seine Schultern; die Wissenslücke schien ihm peinlich zu sein.

»Mit Verlaub, Herr Kommissar: da drüben«, meldete sich ein Schupo und zeigte in Richtung Westen. »Gaststätte Bestmann. Boyenstraße. Hausnummer elf.«

Rath notierte die Adresse. Wegen Kaczmareks Wohnort musste er niemanden fragen und auch keinen Stadtplan bemühen. Gartenstraße 74. Das Haus lag keinen Steinwurf vom Fundort der Leiche entfernt. Die letzte Mietskaserne vor der massigen Eisenbahnbrücke, unter der sie standen. Es war ziemlich offensichtlich: Rottenführer Kaczmarek war auf dem Heimweg von seinem Sturmlokal kurz vor Erreichen seiner Wohnung gestorben. Weil er einer Wandparolenkolonne des kommunistischen Untergrunds über den Weg gelaufen war? So sah es jedenfalls aus, aber wenn Rath eines in seinen Jahren bei Ernst Gennat gelernt hatte, dann dies: Keine voreiligen Schlüsse ziehen!

Während er noch darüber nachdachte, was hier in der Nacht passiert sein mochte, donnerte ein Zug über die Brücke, so laut, dass kein anderes Geräusch mehr an seine Ohren drang. So laut, dass nicht mal die eigenen Gedanken den Weg zurück zu ihm fanden.

Rath zündete sich die nächste Zigarette an und schaute sich um. Czerwinski hatte den Fotoapparat umgepflanzt und mit dem Fotografieren der Leiche begonnen, Kronberg sich wieder seinen Leuten zugewandt. Ein Spurensicherer kratzte etwas Farbe von

der Parole an der Wand und ließ sie in eine Blechdose rieseln, ein anderer markierte einen größeren eingetrockneten Farbkleck auf dem Boden, unweit der Leiche. Lange unterhielt sich mit dem Zeugen Egerland. Die Blauen standen in der Gegend herum und machten wichtige Gesichter. Nur Doktor Karthaus war nirgends zu sehen, obwohl der rote Horch des Gerichtsmediziners zwischen den Polizeifahrzeugen in der Sonne glänzte, die sich nun langsam durch die Wolkendecke brannte. Karthaus war meist als einer der Ersten am Einsatzort, obwohl er sich so gut wie immer gedulden musste, bevor er an eine Leiche herandurfte. Erst mussten die Spurensicherer mit ihrer Arbeit fertig sein, dann die Auffindesituation fotografiert werden. Meist fand man den Doktor rauchend irgendwo am Tatort, wie er, nach der ersten Inaugenscheinnahme der Leiche zum Nichtstun verurteilt, die Zeit mit Zigaretten totschlug. Doch heute konnte Rath ihn nirgends entdecken, nicht einmal die obligatorischen Rauchkringel, die den Standort des Gerichtsmediziners sonst untrüglich verrieten.

Das Donnern auf der stählernen Brücke hatte seine Sinne derart beansprucht, dass Rath erst jetzt den tiefschwarzen Mercedes bemerkte, der sich mit hoher Geschwindigkeit näherte, sämtliche Einsatzfahrzeuge in der Gartenstraße passierte und schließlich, als schon zu befürchten stand, er werde geradewegs in die Polizeikette rasen, direkt vor den Schupos hielt. Der Zug oben auf der Brücke machte immer noch einen Höllenschrei, ansonsten hätte man die Reifen des Mercedes quietschen gehört. Eine 200er Limousine, niegel-nagelneu.

Die Spurensicherer hielten in ihrer Arbeit inne, Czerwinski blickte von der Kamera auf, Lange ließ seinen Notizblock sinken, und auch AEG-Arbeiter Egerland, ihr bislang einziger Zeuge, verrenkte sich den Hals, um zu sehen, wer da angekommen war. Zwei Anzugträger, die auf den ersten Blick wirkten wie Kriminalbeamte, stiegen aus dem Wagen. Noch bevor sie ihre Marken gezückt hatten, gab die blau uniformierte Absperrkette den Weg zum Tatort frei. Einer der Männer blieb stehen und unterhielt sich mit den Schupos, während der andere weiterging, hinüber zur Leiche und zum ermittelnden Kommissar. Rath glaubte so etwas wie ein Lächeln im Gesicht des Herankommenden zu erkennen, er konnte sich aber auch täuschen.

»Reinhold«, sagte er, noch bevor Reinhold Gräf ihn erreicht hatte, »das ist aber mal ein gelungener Auftritt.«

»Heil Hitler.«

Gräf lächelte tatsächlich, sogar beim Hitlergruß. Die unerwartete Begegnung mit seinem langjährigen Partner schien ihn zu freuen. Rath's Wiedersehensfreude hielt sich in Grenzen. Er brachte es nicht fertig, Gräfs Deutschen Gruß zu erwidern, nicht einmal in der schlampigen Rath-Variante.

»Ewig nicht gesehen«, sagte er nur.

»So ist es.« Gräf nickte. »Einige alte Bekannte hier.«

Er bedachte Czerwinski und die Spurensicherer mit einem Kopfnicken. Wenigstens setzte er die Hitlergrüßerei nicht fort, anders als sein Begleiter, der sich gerade vor Andreas Lange und dem AEG-Arbeiter aufbaute und beide zum Männchenmachen nötigte.

Jahrelang, eigentlich seit er in Berlin war, hatte Rath mit Reinhold Gräf an seiner Seite ermittelt, bevor sein Kriminalsekretär vor einem Jahr schließlich von der Mordinspektion zur Politischen Polizei an die Prinz-Albrecht-Straße gewechselt und gleich zum Kommissar befördert worden war.

»Wo wir hier alle so hübsch versammelt sind, könnte man ja fast auf alte Zeiten anstoßen«, meinte Rath.

»Lass uns nicht von den alten Zeiten reden. Die neuen sind wichtiger.«

Rath sagte nichts dazu. Er wusste, dass Gräf nicht allein aus Karrieregründen zu den Politischen gegangen war. Sein früherer Partner wollte tatsächlich mithelfen beim Aufbau des neuen Deutschlands. Reinhold Gräf war zu jung, ihm fehlte der Zynismus, den Männer wie Rath aus dem Krieg mitgebracht hatten, er war ein unverbesserlicher Idealist, der an Deutschlands Zukunft glaubte. Und diese sogar mitgestalten wollte.

»Viele Männer hat der Buddha ja nicht gerade geschickt«, sagte Gräf und schaute sich um.

Rath ärgerte sich. Irgendwie erschien ihm Gräf nicht befugt, Ernst Gennat weiterhin bei seinem Spitznamen nennen zu dürfen. Das durften nur Mordermittler.

»Viel zu tun im Moment«, sagte er. »Sind doch genug Spurensicherer und Schupos hier. Wir müssen ohnehin aufpassen, dass

wir uns nicht gegenseitig auf die Füße treten. Und nun kommt auch noch ihr. Ist die Stapo immer so schnell?»

Gräf überhörte Rath's Sarkasmus. »Ein politischer Mord fällt nun mal in die Zuständigkeit der Geheimen Staatspolizei«, sagte er.

»Wir haben gerade mit der Arbeit angefangen, da redest du schon vom Mordmotiv? Wer sagt denn, dass es ein politisches ist?«

»Wenn ein SA-Mann ermordet wird, ist das immer eine politische Tat.«

»Auch SA-Leute sind Menschen. Und können aus ganz gewöhnlichen Motiven umgebracht werden: Hass, Liebe, Eifersucht, Habgier – das Übliche halt.«

»Habgier? Eifersucht?« Gräf deutete auf die Parole. »Ich finde, das sieht eher so aus: Ein SA-Mann ist einem Haufen Kommunisten in die Hände gefallen, und die haben das in die Tat umgesetzt, was sie an die Wand schreiben wollten: Tod den Hitlerfaschisten.«

Natürlich lag ein solcher Tathergang auf der Hand, doch Rath ärgerte sich über Gräfs Besserwisserei.

»Hat Gennat uns nicht immer eingetrommelt, bloß keine vor-eiligen Schlüsse zu ziehen?«, sagte er also. »Warten, bis alle verwertbaren Fakten auf dem Tisch liegen?«

»Ich arbeite nicht mehr für Gennat.«

»Stimmt. Hätte ich fast vergessen, wo wir hier so einträchtig beisammenstehen. Du bist ja ein Politischer.«

»Das heißt jetzt Staatspolizei. Gewöhn dich daran, dass euer PP uns nichts mehr zu sagen hat.«

»Ihr seid von einem Haufen Bayern übernommen worden, erzählt man sich.«

Gräf schwieg. Rath wusste, dass Rudolf Diels, der das Geheime Staatspolizeiamt vor einem Jahr aufgebaut hatte, den eingefleischten Kriminalbeamten Reinhold Gräf seinerzeit zum Wechsel ins politische Ressort bewegt hatte. Doch Diels war vor wenigen Wochen abserviert und als Regierungspräsident nach Köln abgeschoben worden. Der neue Stapo-Chef kam aus München und hieß Reinhard Heydrich, tanzte nach der Pfeife von SS-Chef Heinrich Himmler und hatte gleich einen ganzen Tross Mitarbeiter aus der Nazi-Stadt mit nach Berlin gebracht.

»Dein Kollege ...« Rath nickte zu Gräfs Begleiter hinüber, der sich inzwischen in Langes Zeugenvernehmung eingemischt hatte.
»... ist das auch einer von denen?«

»Truppführer Pfeiffer ist kein Bayer, der ist Franke, das ist wohl ein großer Unterschied, hat man mir gesagt.«

»Pfeiffer?«, fragte Rath. »Mit drei F?«

Eins vor dem Ei und zwei hinter dem Ei.

Gräf konnte sein Grinsen nur schlecht verbergen. Er hatte den Roman vom Schöler Pfeiffer offensichtlich auch gelesen.

»Truppführer ist aber kein Polizeidienstgrad«, meinte Rath.

»Nein. SS.«

Mehr sagte Gräf nicht, doch das Grinsen war wieder aus seinem Gesicht verschwunden. Es war ihm anzusehen, dass ihm die jüngsten Entwicklungen in der Staatspolizei nicht behagten. Und dass er nicht weiter über seinen neuen Kollegen reden wollte.

»Wie politisch dieser Fall auch sein mag«, fuhr Rath fort, »er bleibt erst einmal eine Todesfallermittlung. Und die Experten dafür sitzen am Alex und nicht in der Prinz-Albrecht-Straße.«

»Du vergisst, dass ich früher auch Mordermittler war.«

»Und deine Pfeife mit drei F? Die da drüben gerade dem Kollegen Lange in die Parade fährt und die Zeugenvernehmung stört? Hat die auch nur einen blassen Schimmer von Polizeiarbeit?«

»Du solltest aufpassen, was du sagst, Gereon«, zischte Gräf. »Die SS versteht alles, nur keinen Spaß.« Nach einer kurzen Pause fuhr er in normaler Lautstärke fort: »Du führst dich auf, als hättest du Angst, wir würden dir den Fall hier wegnehmen.«

»Warum seid ihr denn sonst vor Ort?«

»Weil wir mit der Kriminalpolizei zusammenarbeiten wollen. Es geht um Kooperation.«

»Kooperation«, sagte Rath. »Wie die aussieht, das weiß ich aus den Zeiten, als die Staatspolizei noch Politische Polizei hieß: Wir machen die Drecksarbeit, laufen uns die Hacken ab, liefern euch brav zu. Und ihr schmückt euch am Ende mit den Lorbeeren.«

»Die Zeiten haben sich geändert, Gereon.«

»Ja. Fragt sich nur, ob sie besser geworden sind.«

Jemand räusperte sich vernehmlich, und Rath drehte sich um. Vor ihm stand die hagere Gestalt von Doktor Karthaus. Natürlich mit einer Zigarette in der Hand.

»Heil Hitler, die Herren«, grüßte der Gerichtsmediziner. »Ist die Spurensicherung mit ihrer Arbeit bald durch? Mir gehen so langsam die Zigaretten aus.«

»Heil Hitler, Doktor«, sagte Gräf. »Werde mich gleich darum kümmern. Wollte ohnehin mit dem ED über die Spurenlage sprechen.«

»Gut. Dann tun Sie das und machen Kronberg ein bisschen Dampf.«

Gräf nickte und ging zu dem ED-Chef hinüber, der mit einem seiner Mitarbeiter gerade die unvollendete Wandparole inspierte.

»Immer auf Zack, die Staatspolizei«, sagte Karthaus, und ein Blick ins Gesicht des Gerichtsmediziners sagte Rath, dass das ganz und gar nicht ironisch gemeint war.

»Wundert mich auch, dass die so schnell Bescheid wussten.«

»Das braucht Sie nicht zu wundern. Ich habe in der Prinz-Albrecht-Straße angerufen. Drüben in der Ackerstraße steht eine Telefonzelle.«

»Wie bitte?« Rath schüttelte den Kopf. »Sie haben die Staatspolizei alarmiert? Wie kommen Sie dazu?«

»Einer musste es ja tun«, sagte Karthaus ungerührt. »Die Beamten vom Dreiundfünfzigsten hatten es versäumt, und Sie waren noch nicht hier, Kommissar. Da habe ich eben ein Telefon gesucht. Konnte sowieso nicht an die Leiche, da macht man sich doch gerne nützlich.«

Rath schluckte seine Wut hinunter. Karthaus hatte ganz klar eine Grenze überschritten, dennoch wollte er sich mit dem Mann nicht anlegen. Für einen Kriminalkommissar war es grundsätzlich nicht ratsam, sich mit der Gerichtsmedizin anzulegen. Außerdem gehörte der Doktor zu den Zeitgenossen, die im neuen Deutschland Karriere machen wollten.

»Hat Kronberg Sie mal wieder nicht rangelassen, Doktor«, sagte Rath also nur.

»Die übliche Leier. Durfte bislang nur einen kurzen Blick auf die Leiche werfen. Aus drei Metern Entfernung.« Karthaus trat seine Zigarette aus. »Aber wie ich Sie kenne, Kommissar Rath, wollen Sie trotzdem schon eine erste Einschätzung, nicht wahr?«

»Sie würden mir eine große Freude machen. Haben Sie schon

irgendeine Idee, was den armen Kerl so zugerichtet haben könnte?«

»Ein stumpfer Gegenstand, irgendein Knüppel, würde ich vermuten.«

»Ein Schlagstock?«

»Eher etwas Schwereres. Oder jemand hat hier mit großer Kraft gewütet.« Karthaus fummelte bereits die nächste Manoli aus seinem silbernen Etui, Rath gab ihm eilfertig Feuer. »Was mich aber wundert«, fuhr der Doktor fort und inhalierte gierig, »was mich wundert, sind seine Augen. In den Augäpfeln haben sich Stauungsblutungen gebildet, und das wäre ein deutlicher Hinweis auf einen Erstickungstod.«

»Vielleicht hat er im Kampfgetümmel einen Schlag auf den Kehlkopf bekommen.«

»Möglich. Aber dann hätte sich an dieser Stelle auch ein Hämatom bilden müssen, und ich kann keines erkennen. Außerdem: Wenn mich nicht alles täuscht, hat er die Prügel erst nach seinem Tod erhalten. So sehen die Wunden jedenfalls aus.«

»Wie?«

»Er hat für die schlimmen Verletzungen, die er erlitten hat, eigentlich viel zu wenig Blut verloren.«

»Moment mal ...« Rath zögerte. »Sie behaupten allen Ernstes, dass hier jemand in der vergangenen Nacht auf die Leiche eines SA-Mannes eingepöbeln hat, der bereits erstickt war? Wer tut denn so was? Und warum?«

»Ich behaupte das nicht allen Ernstes, ich gebe Ihnen wie gewünscht eine grobe erste Einschätzung.« Der Doktor wirkte leicht pikiert. »Machen Sie damit, was Sie wollen, Kommissar. Und wenn Sie es genauer wissen wollen, kann ich Ihnen nur raten, das Ergebnis der Leichenöffnung abzuwarten.«

»Natürlich, Doktor. Geben Sie mir doch bitte sofort Bescheid, sobald Sie mehr wissen.«

»Bis morgen werden Sie sich da noch gedulden müssen, fürchte ich.« Karthaus zeigte auf Gräf, der sich gerade mit Kronberg über irgendwelche Beweismitteldosen beugte. »Ich denke, es gibt noch genügend andere Spuren, um die Sie sich bis dahin kümmern können. Lassen Sie uns also beide unsere Arbeit machen. Ich rufe Sie an, sobald ich mit der Obduktion fertig bin.«

Und mit diesen Worten drehte sich der Gerichtsmediziner um, trat seine gerade angerauchte Zigarette aus und ging zu der Leiche hinüber, die Czerwinski mittlerweile von allen Seiten fotografiert hatte.

2

Charly rührte in ihrer Kaffeetasse und wusste nicht, warum sie sich eigentlich ärgerte. Wenn sie die Augen schloss, war das ein ganz normales Frühstück. Leise Musik aus dem Radio, knisterndes Zeitungspapier, das Klimpern eines Löffels, der leise gegen den Tassenrand schlug. Wenn sie die Augen öffnete, sah sie Gereons leeren Stuhl, den kalten Rest Kaffee in seiner Tasse, die verbliebenen Krümel auf seinem Teller. Und daneben die Morgenzeitung, hinter der sich Fritze vergraben hatte und mit gutem Appetit kaute.

Sie wusste doch, dass Polizeibeamte auch außerhalb der Dienstzeiten aus dem Haus mussten, warum versetzte ihr solch ein unerwarteter Anruf aus dem Präsidium dann jedes Mal einen Stich? Sie kannte die Antwort und schämte sich dafür: Weil sie Gereon um seine Arbeit in der Mordinspektion beneidete. In jener Inspektion, die Charly lange Jahre eine zweite Heimat gewesen war. Und das nie wieder sein würde.

Das war ein Grund für ihre schlechte Laune. Der andere wog schwerer, denn sie ärgerte sich über sich selbst. Über ihre Zögerlichkeit. Heute Morgen hatte sie es ihm endlich sagen wollen. Dass es so nicht weiterging. Dass sie schon längst etwas unternommen hatte, dass sie bald wieder arbeiten gehen würde. In einer Woche schon. Guido hatte alles vorbereitet, in seiner Kanzlei würde sie ihr vor drei Jahren abgebrochenes Referendariat wieder aufnehmen.

Sie war es leid, ans Haus gefesselt zu sein und die Hausfrau und Mutter zu spielen, die sie einfach nicht war, sie fühlte sich regelrecht eingesperrt. Und sie ärgerte sich über ihr schlechtes Gewissen bei diesen Gedanken. Die einzige Freundin, die sie in

dieser Hinsicht verstand, war Greta, alle anderen schüttelten bloß den Kopf. Warum war sie denn unzufrieden? Solch ein netter Mann! So eine tolle Wohnung! So ein aufgewecktes Pflegekind! Fehlten doch nur noch eigene Kinder, um das Glück perfekt zu machen!

So sahen es alle. Nur wollte sie keine Kinder. Jetzt jedenfalls nicht. Mit Fritze und dem Hund hatte sie schon genug am Hals. Ja, am Hals! Wie Mühlsteine hingen sie dort und ließen ihr kaum Luft zum Atmen.

Kirie streifte zum wiederholten Male an ihren Beinen entlang, winselte sogar schon leise.

»Der Hund macht nicht den Eindruck, als sei er schon draußen gewesen«, sagte Charly und bereute es sofort. Sie hasste sich, wenn sie merkte, dass sie ihre Unzufriedenheit an dem Jungen und dem Hund ausließ.

»Mach ich gleich noch.«

»Schultasche gepackt?«

»Sicher. Jestern Abend schon.« Fritze ließ die Zeitung sinken und schaute sie an. »Hier steht schon wieder was vom Tempelhofer Feld drin«, sagte er.

»Ach ja?«

»Wird 'ne Riesensause!«

Er musste nicht sagen, um was es ging, Charly wusste Bescheid. In zwei Wochen war auf dem Tempelhofer Feld ein großes Zeltlager der Hitlerjugend anberaumt. In Fritzes Schule schien man über nichts anderes mehr zu sprechen, alle fieberten dem großen Tag entgegen.

»Schön«, sagte Charly. »Wenn das so eine Riesensause wird, dann steht am nächsten Tag bestimmt auch genug darüber in der Zeitung.«

»Mit dabei sein wär aber schöner.«

»Das ist nur für HJ. Dazu müsstest du erst mal ins Jungvolk eintreten, und das ...«

»Eben. Noch is Zeit dafür. Is ja erst in zwee Wochen.«

»Du willst allen Ernstes Hitlerjunge werden? Nur um da hingehen zu können? Überleg doch mal, wie dämlich das ist. Du gehst denen auf den Leim!«

»Aber Atze jeht ooch hin«, maulte der Junge. »Alle jehen hin.«

Is ja ooch nich nur wejen Tempelhof. Die treffen sich zweemal die Woche.«

Angeblich waren schon alle Jungen aus seiner Klasse beim Jungvolk. Charly wollte das nicht glauben. Immer waren angeblich allen anderen in der Klasse die Dinge erlaubt, die Fritze verboten waren.

»Wir haben doch schon oft genug darüber gesprochen. Wir möchten das nicht!«

»Wir?« Der Junge klang ernsthaft empört. »Du möchtest das nicht. Gereon denkt da doch ganz anders drüber.«

»Gereon hat darüber *überhaupt* noch nicht nachgedacht.«

»Hat er wohl. Er hat gesagt, dass ihn das an die Pfadfinder erinnert. Wandern und Zelten und Bewegung an der frischen Luft. Und dass so was gut ist für einen Jungen.«

Charly spürte, wie die Wut in ihr wuchs. Hatte der liebe Herr Rath sich wieder mal zu unbedachten Äußerungen hinreißen lassen. Hauptsache, keinen Streit mit dem Jungen! Die Erziehung konnte man ja der Frau im Haus überlassen. Dabei brauchte Fritze eine strenge Hand von Tag zu Tag mehr, je älter er wurde, Charly spürte das.

»Es ist eben nicht nur Zelten und das«, sagte sie. »Die machen euch da zu kleinen Nazis.«

»Ach? Und was soll daran so schlimm sein?«

Charly wusste nichts zu erwidern. Natürlich war es nicht schlimm, im neuen Deutschland ein Nazi zu sein, es war im Gegenteil sogar äußerst hilfreich.

»Wir sind eben keine Nazis«, sagte sie schließlich. »Auch wenn das viele Dinge heutzutage einfacher macht.«

»Mir doch egal, ob *du* Nazi bist oder nicht. Oder Gereon. Aber warum willstest denn *mir* verbieten? Haste etwa was dagegen, dass die Dinge für *mich* einfacher werden?«

»Aber Fritze, darum geht es doch nicht!«

»Worum denn?«

»Müssen wir wirklich jeden Tag darüber reden?«

»Ja, wenn du mir keine vernünftige Antwort gibst!«

»Ich möchte es einfach nicht, und damit basta!«

Das war alles andere als eine vernünftige Antwort. Wie hatte Charly ihre eigene Mutter für solche Sätze verflucht! Und

jetzt fiel ihr selbst nichts Besseres ein. Weil sie es hasste, über dieses Thema zu reden. Weil sie es hasste, sich mit diesem Nazikram auch noch in ihrer eigenen Familie abgeben zu müssen

Fritze starrte sie an, zitternd vor ohnmächtiger Wut. Sie spürte, wie er sich zusammenreißen musste, damit ihm die Tränen nicht in die Augen schossen.

»Weißt du eigentlich, wie peinlich das ist?«, sagte er, und seine Stimme war kurz davor, sich zu überschlagen. »Ich bin der Einzige in unserer Klasse, der noch nicht dabei ist. Der Einzige! Weißt du, was ich mir alles anhören muss?«

Er warf die Zeitung auf seinen Teller, stand auf, schnappte seinen Schulranzen und stürmte hinaus.

»Friedrich Thormann! Setz dich sofort wieder hin! Hörst du? Sofort!«

Charly war aufgesprungen und ertappte sich dabei, wie sie mit dem Zeigefinger drohte. Doch der Junge konnte sie schon nicht mehr sehen. Die Wohnungstür fiel ins Schloss. Charly schaute auf ihren Zeigefinger, als gehöre er nicht ihr. Sie setzte sich wieder hin und seufzte. *Der Einzige*. Ob das stimmte? Und selbst wenn. Sie konnte es doch nicht zulassen, dass sie einen Nazi aus dem Jungen machten, nur weil aus allen Jungen heutzutage kleine Nazis gemacht wurden. Es konnte doch nicht das, was sie immer für falsch gehalten hatte, auf einmal richtig sein.

Sie schaute Kirie an. Der Hund hatte innegehalten in seinem unruhigen Hin und Her und schielte zur Tür, durch die Fritze gerade verschwunden war. Der morgendliche Streit zwischen ihr und dem Jungen, der fast schon zur Regel geworden war, riss das Tier jedes Mal aufs Neue aus seiner Gleichmut.

»Ist schon gut, meine Liebe«, sagte Charly und streichelte Kirie durchs schwarze Fell. »Wir haben dich nicht vergessen. Frauchen geht gleich mit dir. Und dann machen wir uns einen schönen Vormittag. Wie immer.«

Ja, es war wie immer, auch wenn ihre Männer die Wohnung heute früher verlassen hatten als sonst: Sie und der Hund blieben zurück. Charly konnte es kaum noch ertragen, und sie war froh, dass sich das bald ändern würde.

Kirie legte den Kopf schief und schaute sie an, hechelnd, die Zunge aus dem Maul hängend. Die weit nach hinten gezogenen

Mundwinkel wirkten wie ein Lächeln, und Charly konnte nicht anders, sie musste grinsen. Was ihre Laune augenblicklich besserte.

»Hund bleibt Hund«, sagte sie. »Daran werden auch die Nazis nichts ändern. Oder haben die für euch auch schon einen Verein gegründet?«

Der Hund schaute sie an, als müsse er tatsächlich darüber nachdenken.

»Wehe!« Charly drohte mit dem Zeigefinger, und der Hund legte seinen Kopf schief und lächelte wieder.

Sie trank den letzten Rest Kaffee, dann ging sie in den Flur und horchte kurz an der Wohnungstür ins Treppenhaus, ob der Junge vielleicht doch zurückkehrte. Nichts. Fritze war stur. Sie seufzte noch einmal aus tiefstem Herzen und holte die Hundeleine von der Garderobe.

3

In der Kneipe war es duster wie in einem Kohlenkeller. Souterain. Als Rath von der sonnenhellen Straße in den Schankraum trat, konnte er zunächst nichts erkennen, nicht einmal die massige Gestalt des Wirts, der vorangegangen war und ihnen aufgeschlossen hatte. Der Bierdunst und der Zigarettenrauch des gestrigen Abends lagen noch in der Luft. Der Wirt, den sie gerade erst aus dem Bett geklingelt hatten, schaltete das elektrische Licht ein, eine Handvoll funzeliger 40-Watt-Birnen, die den Raum kaum heller werden ließen, und stellte sich hinter den Tresen, als wolle er den Beamten ein Bier zapfen. Vielleicht fühlte sich Hans Bestmann aber auch nur wohler an seinem angestammten Platz, selbst im Hausmantel, den er jetzt trug. Die Fensterläden ließ er geschlossen, wohl um dem Eindruck entgegenzuwirken, die *Gaststätte Bestmann* habe bereits geöffnet.

Rath bemerkte den Bleistiftstummel hinter Bestmanns linkem Ohr. Hatte der Wirt damit geschlafen? Oder sich den Stift gleich nach dem Aufstehen hinters Ohr geklemmt? Der Inhaber des

Sturmlokals schaute die beiden Polizeibeamten an, als erwarte er eine Bestellung, und Rath lehnte sich an den Tresen, als wolle er ihm den Gefallen tun.

»Horst Kaczmarek«, sagte er und beobachtete den Wirt genau.

»Ja?« Bestmann zog die Augenbrauen hoch.

»Sie kennen ihn?«

»Klar kenn ick Katsche. Is ja beim SA-Sturm hunderteins. War jestern noch hier. Wieso?«

»Gestern Abend?«

»Ja. Is spät geworden. Wie meistens.«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Was?« Der Blick des Wirts huschte unsicher von Rath zu Gräf hinüber, der bislang geschwiegen hatte. Dessen fabrikneu funkelnde metallene Ausweismarke mit dem eingepprägten Schriftzug GEHEIME STAATSPOLIZEI hatte deutlich mehr Eindruck gemacht als Rath's abgegriffene Kripomärke.

»Hatte Herr Kaczmarek vielleicht Streit mit irgendwem?«, hakte Rath nach.

»Ne, bestimmt nich. Mit Katsche legt sich keener an, da schluckt man seine Wut lieber runter.« Bestmann lachte. Dabei wackelte seine Wampe unter dem fadenscheinigen Hausmantel.

»Und gestern Abend? Hat da jemand seine Wut hinunterschlucken müssen?«

»Ick weeiß nich, worauf Sie hinauswollen.«

»Das müssen Sie auch nicht wissen«, sagte Gräf. »Sie müssen lediglich unsere Fragen beantworten.«

Über ein Jahr hatte Rath nicht mehr mit Reinhold Gräf zusammengearbeitet, doch sie waren immer noch so aufeinander eingespielt, als habe es diese Pause nie gegeben. Und dass Gräf nun ein Staatspolizist war, schien von Vorteil, wenn es galt, widerspenstige Zeugen ein wenig einzuschüchtern. Es war deutlich zu sehen, wie Bestmann das Herz in die Hose rutschte, obwohl Gräf mit durchaus freundlicher Stimme gesprochen hatte.

»Natürlich, jawohl«, sagte der Wirt. Fehlte nur noch, dass er salutierte und die Hacken zusammenschlug.

»Also?«, fragte Rath. »Irgendetwas Besonderes gestern Abend?«

»Nich dass ick wüsste. Die Kameraden waren alle bester Laune. Haben irgendwas gefeiert.«

»Was denn gefeiert?«

»Keene Ahnung. Bin nur der Wirt. Da müssen Se den Sturmführer fragen. Katsche hatte jedenfalls schon ziemliche Schlagseite, als er ging.«

»Wann war das?«

»Gegen zweie vielleicht ... Er war einer der Letzten.«

Rath notierte in aller Ruhe die Uhrzeit. Sein Schweigen schien den Wirt nervös zu machen.

»Was ist denn?«, fragte Bestmann. »Hat Katsche irjendwat ausgefressen?«

»Was soll er denn ausgefressen haben? Ein SA-Mann ist doch kein Verbrecher«, sagte Rath.

»Natürlich nicht. Ick dachte ja nur ... Weil die Bul... - wenn die Polizei nach ihm fragt.«

»Wenn gegen schwarze Schafe innerhalb der SA vorgegangen wird«, sagte nun Gräf, »dann ist das Sache der SA-Feldjäger und nicht der Polizei.«

»Weeß ick doch, weeß ick doch.« Bestmann winkte ab. »Aber warum sind Se denn nun hier? Darf man det nich wissen?«

Gräf warf Rath einen Blick zu, und Rath nickte. »Rottenführer Kaczmarek«, sagte der Stapo-Kommissar dann, »ist tot.«

Bestmann riss die Augen auf. »Tot?«

Die Neuigkeit schien ihn tatsächlich zu überraschen.

»Können Sie sich noch an den Moment erinnern, als Rottenführer Kaczmarek gegangen ist?«, fuhr Gräf fort. »Ist Ihnen da etwas aufgefallen? Waren Gäste im Lokal, die sonst nicht hier sind? Ist dem Rottenführer möglicherweise jemand gefolgt?«

»Ne, Katsche ist meist alleene nach Hause. Gestern ooch. Is ja nich weit.«

»Und draußen auf der Straße? Ist da jemand hinter ihm her?«

Bestmann kratzte sich am Kopf. »Keene Ahnung. Von hier drinnen sieht man doch nicht, was draußen los ist. Die Zeiten, wo man jeden Abend Angst haben musste, die Roten schlagen einem den Laden zu Klump, sind Jott sei Dank vorbei, da loof ick ooch nich mehr alle fünf Minuten zur Tür, um zu kieken, wat da los is.«

Rath übernahm wieder. »Wo hat Rottenführer Kaczmarek

denn gegessen?«, fragte er, und der Blick des Wirts wanderte irritiert zurück zu ihm.

Bestmann zeigte auf einen großen Tisch in der Nähe des Fensters. »Zuletzt da.«

»Und mit wem?«

»Muss ick nachdenken. Keene Fremden jedenfalls.« Er zog die Stirn in Falten. Das Denken schien ihn wirklich anzustrengen. »Der Sturmführer war schon weg, jloob ick«, sagte er schließlich, »aber Möller und Landvogt waren noch da. Und Peters.«

Rath riss eine leere Seite aus seinem Notizbuch. »Schreiben Sie mir die Namen doch bitte auf.«

Bestmann nickte beflissen. Er nahm den Stift, der hinter seinem linken Ohr steckte, leckte an der Spitze und begann zu notieren. Es sah aus, als addiere er eine gesalzene Getränkerechnung, auch weil er die Stirn wieder in Falten zog. Rath schaute sich in der Kneipe um, seine Augen hatten sich mittlerweile an das schummrige Licht gewöhnt. Der Schankraum hatte die Form eines großen L und war weitläufiger, als er erwartet hätte. Acht Tische, zwei davon für mindestens zehn, zwölf Personen. Die Stühle waren hochgestellt, doch geputzt worden war noch nicht. Eintrocknete Bierlachen auf dem Boden ließen die Schuhsohlen bei jedem Schritt kleben. Neben der Theke eine Tür, die weiter nach hinten führte. An der Wand eine Schiefertafel, auf der noch das gestrige Tagesgericht angekündigt war: *Gulaschsuppe 30 Pf.*

Rath beobachtete Gräf, der seinen Blick ebenfalls schweifen ließ, und fragte sich, inwieweit er dem einstigen Kollegen noch trauen konnte. Die Staatspolizei, das war nicht einfach eine andere Polizeibehörde. Die Politischen mit ihrem Wahn, alles kontrollieren zu wollen, waren der Feind für jeden Kriminalbeamten. Schon immer gewesen. Gerade deswegen nahm er Reinhold Gräf diesen Wechsel übel. Ihre Freundschaft war allerdings schon vorher zerbrochen, und so hatte Rath bei aller Enttäuschung auch Erleichterung empfunden, als sein alter Kriminalsekretär sich gegen die Mordinspektion und für die Politische Polizei entschieden hatte.

Und nun arbeiteten sie dennoch wieder zusammen. Nur dass der Kriminalsekretär nun Kommissar der Staatspolizei war und

sich nichts mehr sagen ließ. Früher hatte er Gräf einfach wegschicken können, wenn der Mann ihm nicht in den Kram passte, jetzt hatte er ihn am Hals. Wenigstens diesen SS-Schnösel war er losgeworden, den hatte er Andreas Lange zugeschanzt.

Und Rath hatte zusammen mit Gräf den mutmaßlich letzten Weg Horst Kaczmareks Schritt für Schritt zurückverfolgt bis zu dessen Sturmlokal. Sie hatten die Augen offen gehalten und kaum ein Wort miteinander gewechselt.

Ihnen war nichts Besonderes aufgefallen. Neben der Eisenbahnbrücke hatten Ausschachtungen für eine neue S-Bahn-Brücke begonnen, ansonsten führte der Weg an Friedhöfen und Industrie vorbei. Alles deutete darauf hin, dass Rottenführer Kaczmarek auf dem Heimweg von Kneipe und Kumpanen einen Trupp kommunistischer Widerständler beim Parolenpinseln erwischte und das mit dem Leben bezahlt hatte.

Kaczmareks Sturmlokal hatten sie verschlossen vorgefunden und den Wirt aus dem Bett klingeln müssen. Hans Bestmann wohnte gleich über seiner Kneipe und hatte den frühen Besuch mit verschlafenen Augen angeblinzelt, bis ihn der Anblick von Gräfs Marke geweckt hatte.

»Det sind alle«, sagte er jetzt und steckte seinen Bleistiftstummel wieder hinters Ohr. Rath las vier Namen auf dem Zettel, den der Wirt ihm reichte.

»Haben Sie keine Adressen?«

»Bin doch keen Adressbuch. Sind aber allet Männer vom Sturm hunderteins.«

»Hier im Sturmlokal gibt es doch bestimmt irgendwo eine Kartei ...«

Bestmann zuckte die Achseln. »Keene Ahnung. Ick bin nur der Wirt.«

»Wo geht's denn da hin?«, fragte Rath und zeigte auf die große Schwingtür neben dem Tresen.

Bestmann schaute erschrockener, als man bei einer solchen Frage normalerweise schaute.

»Nach hinten.«

»Ach was?«

»Küche, Toiletten und so.«

»Und so?«

Bevor der Wirt irgendwelche Einwände erheben konnte, hatte Rath die Tür geöffnet und fand sich in einem langen, schmalen Gang wieder, an dessen Ende eine weitere Tür wartete, eine massive Stahltür, über der tatsächlich ein Schild auf die Toiletten hinwies. Links führte eine Schwingtür in die Küche. Doch Rath interessierte sich mehr für die Tür, die rechts abging, eine schlichte Holztür, auf der PRIVAT stand.

»Da dürfen Sie nicht rein«, hörte er Bestmann rufen, hatte die Klinke aber schon gedrückt. Die Tür öffnete sich mit einem leichten Knarren.

»Und warum nicht?«

»Das ist das Büro des Sturmführers.«

»Genau das suche ich doch«, sagte Rath und betrat den Raum.

Hier schien noch seltener gelüftet zu werden als im Schankraum. Der Geruch von kaltem Zigarrenrauch wehte ihm entgegen. Das Büro war durchaus geräumig und wurde beherrscht von einem massiven Schreibtisch, auf dem zwei schwarze Telefone standen, dahinter ein großer ledergepolsterter Bürostuhl, davor drei Holzstühle, die deutlich bescheidener ausfielen. An den Wänden Regale, Aktenschränke und ein großer Waffenschrank. Erstaunlich wenige Nazi-Devotionalien, nur die SA-Standarte des Sturms 101, die neben dem Waffenschrank lehnte, und ein einsames Hitlerfoto an der Wand. Keines von SA-Chef Röhm. Auch keines des Berliner SA-Chefs Karl Ernst. Entweder interessierte sich der Sturm 101 nicht für seine Vorgesetzten, oder aber die SA hier im Wedding hatte Probleme mit den Gerüchten, die um diese Männer kursierten: dass sie vom anderen Ufer waren. Dass sie sich nicht nur aus politischen Gründen mit jungen, knackigen SA-Männern umgaben.

Er hörte Bestmanns Schnaufen von der Tür. Hinter dem dicken Wirt erschien Gräf im Türrahmen, so etwas wie Missfallen im Blick, doch das kümmerte Rath nicht. Er ging zu den Karteischränken hinüber, fand eine Schublade mit der Beschriftung *Me-Ri* und öffnete sie.

»Na sehen Sie, Herr Bestmann«, sagte er. »Da müssen wir Ihren Sturmführer ja gar nicht erst behelligen wegen der Adressen.«

Rath blätterte sich durch die Karteikarten. *Möller*, *Landvogt*, *Peters* und ein vierter Mann namens *Reimann*, alle in derselben

Schublade. Wie praktisch. Wo er schon mal dabei war, öffnete er auch die darüberliegende Schublade und angelte sich die Kartei *Kaczmarek* aus dem Register.

»Sie können das doch nicht einfach da rausnehmen«, protestierte Bestmann.

»Natürlich kann ich. Ich bin Polizist.«

»Aber ...«

»Ich denke, Sie sind nur der Wirt«, schnauzte Rath den Mann an. »Wie wäre es dann, wenn Sie Ihre Arbeit machen, während ich die meine mache?«

»Wir ham doch noch jar nich jeöffnet«, maulte der Wirt.

»Vielleicht können Sie mir und dem Kollegen Gräf trotzdem einen Kaffee kochen. Was meinen Sie?«

Bestmann schaute zu Gräf hinüber, und als der nichts sagte, verzog er sich nach gegenüber in die Küche, und kurz darauf hörte man Wasser in einen Blechkessel fließen.

Gräf war mit verschränkten Armen am Türpfosten stehen geblieben. »Gereon, kannst du mir mal verraten, was das hier soll?«, fragte er.

Rath hob die Hand mit den Karteikarten. »Habe mir die Adressen von Zeugen besorgt«, sagte er.

»Das hier ist das Büro eines SA-Sturms. Da kannst du nicht einfach so eindringen.«

»Die Tür stand offen.«

»Hör auf mit den Kindereien. Du weißt genau, was ich meine. Und dann noch ohne richterlichen Beschluss.«

»Dank der nationalen Revolution ist so was doch nicht mehr nötig.«

»Du weißt, wie empfindlich die SA in diesen Dingen ist.«

»Wir suchen den Mörder eines SA-Mannes. Und ich habe die Adressen mutmaßlicher Zeugen recherchiert, das ist alles.«

Gräf verdrehte die Augen. Doch er sagte nichts mehr, sondern verließ das Büro mit einem letzten Seufzer. Rath notierte die Adressen und stutzte. Das Eintrittsdatum. Freitag, der 5. August 1932. Kein besonderes Datum eigentlich. Aber alle fünf SA-Männer, die am Vorabend zuletzt in der Kneipe nebenan beisammen gegessen hatten, waren am selben Tag in die Sturmabteilung der NSDAP eingetreten.

Rath notierte das Datum und steckte die Karteikarten zurück, da begann nebenan ein Wasserkessel zu pfeifen. Rath verließ das Sturmführerbüro und schaute in die Küche.

»Alles wieder an seinem Platz, Herr Bestmann, der Sturmführer wird nichts merken.«

Der Wirt nickte. »Kaffee ist gleich fertig«, sagte er.

»Gut, schenken Sie dem Kollegen Gräf doch schon eine Tasse ein. Ich muss mal eben für kleine Jungs.«

Die Stahltür unter dem Toilettenschild führte auf einen schmalen Hinterhof. Neben der Toilettentür auf der anderen Hofseite hing ein Waschbecken an der Wand. Die Gäste der Schankwirtschaft Bestmann mussten sich ihre Hände unter freiem Himmel waschen.

Auf der Toilette – eine hölzerne Kabine, eine geflieste Pinkelrinne, an der höchstens vier Mann nebeneinander Platz fanden – stank es bestialisch. Rath versuchte, möglichst nicht zu atmen, als er sich an die Rinne stellte. Und war höllisch froh, dass sich das Waschbecken an der frischen Luft befand.

Während er sich die Hände wusch, ließ er seinen Blick über den Hof schweifen, der an dieser Stelle höchstens acht Meter breit war und sich erst weiter hinten öffnete, eine kaum einsehbare Ecke zwischen der Gastwirtschaft und dem Nachbarhaus. In der Mitte ungefähr war ein Gully in das Pflaster eingelassen, über den das Regenwasser abfließen sollte, doch in Rath löste der Anblick des metallenen Gitters düstere Erinnerungen aus. Ein Schuss, eine klaffende Wunde, ein lebloser Körper. Und Blut, das in einen Gully sickert. Fünf Jahre war das her, doch tauchten die Bilder immer noch aus den Tiefen seines Unterbewusstseins nach oben, erst letzte Nacht hatte er davon geträumt, von der Leiche, die er hatte verscharren müssen. Und so glaubte Rath auch in diesem Moment zunächst an Einbildung, als er das eingetrocknete rostbraune Rinnsal bemerkte, das sich, über ein paar Umwege mäandernd, zum Gully hinzog. Doch es war keine Einbildung, die Spur war schon ein wenig verblasst, aber noch gut zu erkennen. Rath hockte sich hin und tippte mit dem Finger hinein. Als er die Fingerspitze unter das fließende Wasser hielt, leuchtete es blutrot vor dem Emailleweiß des Waschbeckens.

Er kehrte in die Kneipe zurück und fand Gräf zusammen mit dem Wirt im Schankraum. Bestmann hatte einen kleinen Vierertisch frei geräumt und eine Kaffeekanne mit drei Tassen dort hingestellt. Sogar an Milch und Zucker hatte er gedacht.

Gräf hatte sein Notizbuch aufgeschlagen.

»Gab es in der jüngsten Zeit Ärger mit Kommunisten?«, hörte Rath den Kollegen fragen und ärgerte sich zum ersten Mal wirklich, heute nicht allein unterwegs zu sein.

»Wir haben hier immer Ärger mit den Kommunisten«, sagte Bestmann, der sich zu freuen schien, endlich wieder auf vertrautem Terrain unterwegs zu sein. »Immer schon jehabt. Sie müssen nich glooben, dass es keene Kommunisten mehr jibt in Berlin. Der Kampf jeht weiter!«

Für einen Moment glaubte Rath, der Wirt werde gleich den Arm zum Hitlergruß ausstrecken, doch die rechte Schulter zuckte nur leicht.

»Wenn Sie mir mit ein paar Namen dienen könnten, Herr Bestmann«, sagte Gräf, »dann wäre uns schon sehr geholfen.« Er schob seinen Notizblock über den Tisch, und der Wirt griff wieder zu dem Bleistiftstummel hinter seinem Ohr.

Rath setzte sich nicht dazu. Er trank einen Schluck Kaffee im Stehen. Ohne Milch, ohne Zucker.

»Entschuldigen Sie, dass ich noch mal unterbrechen muss, Herr Bestmann«, sagte er, nachdem der Wirt ein paar Namen notiert hatte – diesmal mit Adresse –, »aber da ist Blut auf Ihrem Hof.«

Bestmann schaute auf.

»Wie?«, fragte er nur, aber es war ihm anzusehen, dass er Rath genau verstanden hatte und noch genauer wusste, um was es ging.

»Blut. Irgendjemand hat Blut in den Gully gespült. Da bei Ihrem Waschbecken. Ist gestern wirklich nichts Besonderes passiert?«

»Muss aus der Fleischerei kommen«, sagte Bestmann schließlich.

»Welche Fleischerei?«

»Fleischerei Thönissen. Nebenan. Die Tür neben meinen Toiletten ist deren Hinterausgang. Den Hof nutzen wir beide.« Der

Wirt zeigte auf einen freien Stuhl. »Setzen Sie sich doch, Kommissar, und trinken Sie in Ruhe Ihren Kaffee.«

»Das muss ich mir mal näher ansehen«, sagte Rath und stellte seine Tasse wieder ab.

Er befand sich noch in dem Gang, der auf den Hof führte, da hörte er hinter sich Stuhlbeine mit einem hässlichen Geräusch über den Boden schrappen. Er konnte es zwar nicht sehen, sich aber umso besser vorstellen, wie der Wirt aufstand, so schnell es ihm seine Statur und sein Gewicht erlaubten.

Neben der Toilettentür, auf der anderen Seite des Waschbeckens, befand sich eine zweite Tür, der Rath vorhin keine Beachtung geschenkt hatte und auf der in strenger Fraktur nur zwei Worte standen: *ZUTRITT VERBOTEN*.

»Hier geht's zur Fleischerei?«, fragte Rath, und der Wirt, der inzwischen nachgekommen war, nickte. »Man könnte ja meinen, hinter dieser Tür befindet sich eine Trafostation oder ein hungriger Löwe, so bedrohlich wirkt dieses Schild.«

»Ist nur, damit sich niemand in der Tür irrt«, sagte Bestmann. »Meine Gäste sind manchmal schon reichlich ... anjehheitert, wenn sie die Toilette aufsuchen.«

Rath nickte, als würde er verstehen. »Aber das Blut«, sagte er dann und zeigte auf die verblässende Spur auf dem Boden, »ist offensichtlich aus dieser Richtung in den Gully geflossen. Nicht aus der Fleischerei.«

Der Wirt hob die Schultern. »Keine Ahnung«, sagte er. »Wat weeiß ick, wat die hier auf dem Hof jemacht haben jestern.«

Raths Blick ging zu der großen blechernen Mülltonne hinüber, die weiter hinten an der Wand stand. Der Wirt hatte dort hinübergeschielt während seiner Antwort.

Je mehr er sich der Tonne näherte, desto penetranter wurde der Gestank von verfaultem Fleisch und geronnenem Blut. Ein schwarzer Schwarm Fliegen schreckte auf, als Rath den Deckel anhub, und gab den Blick auf eine undefinierbare, blutig glitschige Masse frei.

»Die Mülleimer, teilen Sie sich die auch mit der Fleischerei?«

»Is billiger so. Ick bezieh ja ooch meen Fleisch von denen. Und die Arbeiter da trinken ihr Bier bei mir. Nur von die SA als Kundschaft kann man ooch nich leben.«

»Was für eine Schweinerei ist denn das da in der Tonne?« fragte Rath und wandte sich angewidert ab.

Der Wirt hob die Schultern. »Schlachtabfälle, würd ick sagen, dem Jeruch nach zu urteilen.«

»Ich dachte immer, Schlachtabfälle kommen in die Wurst.«

»Und wat nich in die Wurst kommt ... Wat weeiß ick? Ick bin keen Fleischer. Allet kann da eben ooch nich rin.«

»Schlachten die denn auch selber?«

»Ab und zu. Det meeste kommt aber vom Schlachthof.«

»Und gestern? Wurde da geschlachtet?«

»Könnte sein. Warum wollen Se det eijentlich wissen?«

Ja, warum? Weil Rath sich nicht sicher war, ob es wirklich tierisches Blut war, das da in den Gully geflossen war, hier im Hinterhof eines SA-Sturmlokals. Er hielt die Luft an und wagte einen zweiten Blick in die Tonne. Blutig rote, undefinierbare Klumpen lagen oben auf dem Müll, nicht zu sagen, ob menschlich oder tierisch. Und mitten darin, er konnte es erst sehen, als die letzten Fliegen fort waren, ganz oben auf dem blutigen Fleisch thronte ein Augapfel. Rath fühlte sich unbehaglich, als schauete ihn dieses blutige Gematsche neugierig an.

Allet kann da eben ooch nich rin.

Obwohl er dem Wirt das mit den Schlachtabfällen nun glaubte, musste Rath gegen den Würgereiz ankämpfen, der ihn mit aller Wucht überfiel. Er ließ den Deckel zurück auf die Tonne scheppern.

4

Es roch nach alten Socken und getrocknetem Männerschweiß. Andreas Lange hielt die Luft an, stieg über ein paar Müll- und Wäscheberge und öffnete das Fenster. Er konnte sich nicht erinnern, jemals eine verwahrloste Junggesellenbude betreten zu haben als die von Horst Kaczmarek, und er hatte in mittlerweile sieben Jahren Polizeidienst schon so manche fremde Wohnung von innen gesehen. Kleidung lag verstreut auf dem Boden,

ob schmutzig oder sauber, war nicht zu unterscheiden. Vor dem Bett leere Bierflaschen und ein Stapel Zeitschriften, auf dem Tisch ebenfalls Flaschen, ein überquellender Aschenbecher, eine zusammengeknüllte Papiertüte mit aufgedrucktem Aschinger-A, daneben eine fettgetränkte Bratwurstpappe, auf der ein Klacks Senf eingetrocknet war. Fliegen summten auf, als Lange dem Tisch zu nahe kam.

Er schlug eine der zerlesenen Zeitschriften auf, die neben dem Bett lagen. *Gefahren der Großstadt* nannte sich das Magazin, das äußerst offenherzig illustrierte, was einem Mädchen aus der Provinz so alles widerfahren konnte, wenn es in der großen Stadt an die falschen Männer geriet. Lange blätterte sich durch das Heft. Da kamen auf wenigen Seiten einige Sexualpraktiken zusammen. Die anderen Hefte, zum Teil noch abgegriffener, enthielten ähnlich geschmackloses Zeug, meist mit sadistischem Einschlag. Nichts Homosexuelles, doch nicht weniger verboten. Für Pornographie dieser Art konnte die Sitte einen ganz schön in die Mangel nehmen, da musste man kein Hundertfünfundsiebzig sein.

»Was suchen wir hier eigentlich?«, fragte Pfeiffer von der Tür her. Ebenso wie die Zimmerwirtin, die den möblierten Raum ihres Mieters nur widerwillig aufgeschlossen hatte, war der SS-Mann von der Staatspolizei im Türrahmen stehen geblieben.

Lange versuchte, seinen Ärger nicht zu zeigen. Wie ein Polizist hatte Pfeiffer sich während der Zeit, die er ihn nun begleitete, kein einziges Mal benommen, und auch seine Frage jetzt klang eher wie die eines renitenten Zeugen. Eine Frage, die Lange eigentlich von Irma Höhfeld erwartet hätte, die von Anfang an bockig gewesen war, kaum hatten die beiden Männer geklingelt und sich nach ihrem Mieter Horst Kaczmarek erkundigt. Nur das SA-Feldjägerkorps dürfe gegen SA-Männer ermitteln, hatte sie gesagt, und Lange hatte sich darüber gewundert, wie gut die Zimmerwirtin in diesen Dingen informiert war. Nicht einmal die Dienstmarke der Geheimen Staatspolizei hatte sie beeindruckt, erst die Nachricht, dass SA-Mann Kaczmarek keineswegs Gegenstand einer Ermittlung, sondern im Gegenteil Opfer einer Straftat geworden sei, hatte ihrer Kratzbürstigkeit ein Ende gesetzt.

»Ermordet?«

Langes Antwort war ein Nicken.

»Diese hinterlistigen roten Schweine! Man sollte sie abknallen, ohne Gnade!«

Lange war ein wenig überrascht von der drastischen Ausdrucksweise der alten Dame.

»Sprechen Sie von jemandem Bestimmten?«

»Kommunisten halt. Dieses rote Pack! Laufen noch viel zu viele frei rum. Gehören alle an die Wand gestellt!«

Die üblichen Routinefragen hatte sie dann allesamt so freundlich beantwortet, wie man es von einer alten Dame erwarten konnte. Ob ihr irgendwelche Besonderheiten an ihrem Mieter aufgefallen seien in den vergangenen Tagen? Nein. Ob er des Öfteren spätnachts aus seinem Sturmlokal nach Hause gekommen sei? Ja, öfter. Wann normalerweise? So gegen eins. Ob sie sich nicht gewundert habe, dass er gestern Nacht nicht nach Hause gekommen sei. Das sei immer mal wieder vorgekommen, da habe sie sich keine Gedanken gemacht. »Die haben ja dauernd Einsätze mit der SA, manchmal auch nachts, manchmal auch auswärts, da blieb Herr Kaczmarek manchmal tagelang weg.«

Und von dem, was in der Nacht draußen vor ihrer Tür passiert war, hatte sie auch nichts mitbekommen. »Die Züge fahren die ganze Nacht. Die sind so laut, da könnte draußen einer schießen, das würde kein Mensch hören.«

»Wie können Sie bei dem Lärm dann überhaupt schlafen?«

»Gewohnheit. Und Wattestöpsel im Ohr.«

Langes Visitenkarte – »Falls Ihnen noch etwas einfällt!« – hatte die Zimmerwirtin mit freundlichem Lächeln eingesteckt. Erst als er nach Kaczmareks Zimmer fragte und ihr klar geworden war, dass die Polizei sich keineswegs schon verabschieden wollte, war die Kratzbürstigkeit zurückgekehrt. Und Lange hatte all seine Überredungskunst bemühen müssen, bis Irma Höhfeld schließlich ihren Schlüsselbund genommen und sie zum Zimmer des Toten geführt hatte.

Nun waren sie also endlich am Ziel, und Pfeiffer hatte nichts Besseres zu tun, als diese dämliche Frage zu stellen:

»Was suchen wir hier eigentlich?«

Irma Höhfeld, der die schmutzige Wäsche ihres Mieters unangenehmer zu sein schien als dessen schmutzige Hefte, machte ein Gesicht, als spreche ihr der Staatspolizist aus der Seele.

»Was wir hier suchen, Kollege«, sagte Lange und wedelte mit einem der Pornographiehefte, »das kann ich Ihnen auch erst sagen, wenn wir es gefunden haben.«

Pfeiffer wurde patzig. »Darf ich Sie daran erinnern, dass wir hier in einem Mordfall ermitteln? Dass wir uns in der Wohnung des Opfers befinden?«

»Daran müssen Sie mich nicht erinnern. Ich arbeite seit fünf Jahren als Mordermittler.« Lange schaute Pfeiffer an, doch der wich seinem Blick aus. »Und deswegen weiß ich, dass man auf alle Ungereimtheiten achtgeben muss. Jede einzelne könnte etwas mit dem Todesfall zu tun haben.«

Er legte das Heft zurück auf den Stapel und begann, die Schubladen zu durchsuchen. Endlich machte auch Pfeiffer einen Schritt ins Zimmer hinein, wirkte jedoch immer noch unschlüssig, was zu tun war und ob er sich an der Durchsuchung überhaupt beteiligen sollte.

Ein komischer Kauz, wie Lange fand. Aber einer von der SS, man musste auf der Hut sein. Pfeiffers Gesichtszüge feminin zu nennen traf es nicht. Wenn Lange genauer darüber nachdachte, war es vielmehr so, dass Hubert Pfeiffer aussah wie eine Frau, die wie ein Mann aussah.

Tropfführer Pfeiffer, so hatte Kommissar Rath vorhin geraunt, in einer stillen Minute, *eine Pfeife mit drei F.* Was den Kommissar nicht daran gehindert hatte, ihn kurz darauf mit ebendieser Pfeife loszuschicken.

»Lange, Sie suchen die Wohnung des Toten gemeinsam mit dem Kollegen Pfeiffer auf«, hatte Rath gesagt, so laut und zackig militärisch, wie er seine Befehle sonst nie zu erteilen pflegte. »Wir arbeiten in diesem Fall mit der Geheimen Staatspolizei zusammen.«

Und Lange hatte sofort gewusst, dass dies nicht Raths Idee gewesen sein konnte. Sondern dass Reinhold Gräf seinem früheren Chef keine andere Wahl gelassen hatte. Die Geheime Staatspolizei saß im neuen Deutschland nun mal am längeren Hebel, und damit auch Reinhold Gräf, der im Dienste der Politischen sogar zum Kommissar aufgestiegen war. Andreas Lange hatte diesen Verlockungen widerstanden und war nach den vier Monaten, die er während seiner Kommissaranwärterzeit bei der Politischen

Polizei verbracht hatte, wieder zu Gennats Mordinspektion zurückgekehrt.

Bislang hatte Pfeiffer, abgesehen von seinem misslungenen Einstand, mit dem er die Befragung des Zeugen Egerland zerschossen hatte, nicht weiter gestört. Solange er nur dämlich in der Gegend herumstand, sollte es Lange recht sein. *Die Pfeife mit drei F* war nicht einmal Polizeibeamter: ein SS-Truppführer ohne jede Polizeiausbildung, mit seinen Kameraden von München nach Berlin versetzt, um die preußische Geheime Staatspolizei im Sinne Himmlers umzukrempeln.

Lange unterließ es tunlichst, Pfeiffer irgendwelche Anweisungen zu geben, er ignorierte ihn einfach und fuhr fort, Kaczmareks Schubladen zu durchsuchen, wühlte sich durch Unterwäsche und Socken, durch Papiere, eine Fotosammlung, die den Toten im Kreise seiner SA-Kameraden zeigte, und eine kleine Sammlung von Totschlägern und Schlagringen. Dann nahm er sich den Kleiderschrank vor, wunderte sich über den feinen Abendanzug und das schneeweiße Hemd, die dort sorgfältig aufgehängt waren, durch einen langen Wintermantel getrennt von einem Sortiment eher schlichter Kleidung, überwiegend grobe Leinenhemden und Manchesterhosen. Die Wäscheregale waren so gut wie leer; der Rest von Kaczmareks Garderobe schien im ganzen Zimmer verteilt auf dem Fußboden, auf den Stühlen und im Bett zu liegen.

Nur ein Paar Schuhe fand Lange noch, blitzblank gewienert, und, am Boden des Kleiderschranks, schwarze Lackschuhe, die perfekt zu dem Abendanzug passten.

»Ist Herr Kaczmarek schon mal in die Oper gegangen?«, fragte Lange die Zimmerwirtin, die immer noch an der Tür stand und sein Tun misstrauisch beäugte.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihm so was gefiel. Das Radio bei uns im Speisezimmer hat er eigentlich immer nur dann lauter gedreht, wenn Marschmusik lief. Und«, beeilte sie sich hinterherzuschieben, »natürlich, wenn der Führer sprach.«

»Zu welchen Anlässen hat Ihr Mieter denn seinen Abendanzug getragen?« Lange hielt die schwarz glänzenden Schuhe in die Höhe und zeigte auf den feinen Anzug im Schrank.

Sie zuckte die Achseln.

»Haben Sie ihn nie darin gesehen?«

»Schon. Immer mal wieder.«

»Und Sie wissen nicht, für wen er sich so in Schale geworfen hat?«

»Wird wohl ausgegangen sein.«

Lange stellte die Lackschuhe wieder ab und stutzte. Der Boden des Kleiderschranks schien nicht ganz fest zu sitzen, ein Brett hatte sich verschoben. Er wollte es wieder richten und hielt es unversehens in der Hand. Unter dem Boden befand sich ein Hohlraum, in dem etwas metallisch glänzte. Lange holte ein weiteres Brett aus der Führung, dann noch eines und glaubte, seinen Augen nicht zu trauen. Im doppelten Boden von Horst Kaczmareks Kleiderschrank lagerten eine Weltkriegsmauser und eine moderne Walther PPK nebst einem beachtlichen Patronenvorrat, was Lange bei einem SA-Mann nicht eigentlich wunderte. Was aber überhaupt nicht zu dem Bild von Horst Kaczmarek passte, das er sich bislang gemacht hatte, und ihn noch mehr irritierte als der Abendanzug, waren die ordentlich gestapelten papiernen Bündel, die das Geheimfach ebenfalls freigab.

Werner von Siemens schaute streng und backenbärtig, in vielfacher Ausführung, und Andreas Lange piff leise durch die Zähne: rötlich braune Zwanzigmarkscheine, sauber gebündelt mit Banderole. Ein wenig abgegriffen, aber zweifellos echt. Lange schätzte die Packen auf mindestens zehntausend Mark, eine schöne Stange Geld für einen einfachen SA-Rottenführer.

5

Sie dachte gerade darüber nach, noch ein letztes Kapitel zu lesen und dann Guido in der neuen Kanzlei einen Besuch abzustatten, da klingelte das Telefon. Charly legte das Buch beiseite, einen Roman von Irmgard Keun, eines jener Bücher, die es in keiner Leihbibliothek mehr gab, weil sie nicht in die neue Zeit passen, und die Charly umso mehr schätzte, eben weil sie die alte Zeit heraufbeschworen. Die Zeit, die man heute verächtlich *Systemzeit* nannte und die Charly um einiges moderner erschien als

die jetzige, in der man doch das Neue und den Aufbruch so betonte. Sie ging zur Anrichte hinüber und hob ab.

Manchmal glaubte Charly, schon am Telefonklingeln zu erkennen, ob Greta Overbeck am Apparat war. Jedenfalls wunderte sie sich auch in diesem Moment überhaupt nicht, die Stimme ihrer Freundin zu hören. Greta kam gleich zum Thema, Höflichkeitsfloskeln waren ihre Sache nicht.

»Hier war gerade eine junge Dame, die nach dir gefragt hat.«

»Die muss aber hinterm Mond leben. Ich wohn doch schon ewig nicht mehr in der Spenerstraße.«

»Keine Ahnung, woher sie die Adresse hatte. Scheint dich aber zu kennen. Hat mich verwundert angeschaut, als ich die Tür öffnete, und nach Charlotte Ritter gefragt. Dass du inzwischen Rath heißt, weiß sie offensichtlich auch nicht.«

»Hat sie gesagt, wie sie heißt?«

»Ne. Hat auch sonst nicht viel geredet. Wortkarg, aber nicht auf den Mund gefallen, so würde ich sie beschreiben. Anfang, Mitte zwanzig, rothaarig, schlank, freches Gesicht.«

»Hm.« Charly überlegte. »Keine Ahnung, wer das sein könnte. Was wollte sie denn?«

»Hat sie mir nicht gesagt. Hat aber nach deiner neuen Adresse gefragt.«

»Die hast du ihr doch hoffentlich nicht gegeben.«

»Natürlich nicht. Uhlandstraße drei.«

»Wie?«

»Sie ist hier gerade aus dem Haus. Selbst mit einer Kraftdrosche braucht sie mindestens zehn Minuten, aber sie sah mir eher nach S-Bahn aus. Vielleicht sogar Fußgängerin. Jedenfalls Zeit genug für dich, dir einen schönen Platz auf unserer Hotelterrasse zu suchen.«

Charly verstand und musste grinsen. »An dir ist wirklich eine Detektivin verloren gegangen.«

»Vielen Dank. Aber das wäre kein Beruf für mich. Hernach komme ich noch auf dumme Gedanken und heirate einen Polizisten.«

»Als ob du jemals auf die Idee kommen könntest, überhaupt irgendwen zu heiraten.«

»Wer weiß? Wer kennt schon die Seele einer Frau? Ich die mei-

ne jedenfalls nicht. Aber für solche Gespräche haben wir jetzt keine Zeit. Mach dich auf die Socken! Bin sehr gespannt, halt mich auf dem Laufenden.«

Und damit hängte Greta ein.

Charly überlegte kurz, dann warf sie ihren leichten Mantel über, nahm Kirie an die Leine und ging die Treppe hinunter. Uhlandstraße 3, das war gleich um die Ecke, nur zum Steinplatz und um das Haus herum, in dem einmal Bernhard Weiß gewohnt hatte, ihr früherer Chef. Der ehemalige Vizepolizeipräsident von Berlin hatte im März 33 gerade noch fliehen können, bevor die SA seine Wohnung stürmte.

Auf der Terrasse der *Pension am Steinplatz* – die in Wahrheit ein Hotel war, und beileibe kein billiges – hatte Charly schon einige Nachmittage verbracht, die allermeisten davon mit Greta. Ihre Freundin, mit der sie lange Jahre in Moabit zusammengewohnt hatte, mochte Charlys neue Wohnung in der Carmerstraße nicht, und so waren sie auf eine Tasse Kaffee meist in die nahe Pension gegangen, und dort meist auf die Terrasse, die sich vor der Hotelfassade vom Steinplatz bis in die Uhlandstraße zog. Um diese Zeit war es ziemlich leer hier, Charly hatte freie Wahl. Sie suchte sich einen Platz am Ende der Tischreihen, schräg gegenüber der Hausnummer 3, und wickelte Kiries Leine um das Stuhlbein.

Der Kellner war wenig erfreut über die weiten Wege, zu denen er dank Charlys Platzwahl gezwungen war, doch brachte er ihr ohne zu murren ein Glas Wasser, ein Kännchen Kaffee und ein aktuelles *Tageblatt*.

Charly hatte das Blatt schnell durch. Zeitungslektüre machte in der heutigen Zeit keinen Spaß mehr. Die *Vossische*, Charlys Zeitung seit Kindheitstagen, hatte ihr Erscheinen vor wenigen Wochen eingestellt – nach 230 Jahren –, und selbst einst liberale Blätter wie das *Berliner Tageblatt* klangen inzwischen nicht anders als die Nazizeitungen. Charly hätte besser ihr Buch mitgenommen, aber das hatte sie in der Eile liegen lassen.

Dennoch hielt sie sich das *Tageblatt* weiterhin vors Gesicht und schielte über den Zeitungsrand ab und an hinüber zur anderen Straßenseite. Vor der Nummer 3 tat sich nichts. Die Unbekannte schien das Taxigeld zu sparen und die S-Bahn zu nehmen.

Der restliche Kaffee in der Kanne war schon kalt, als endlich

jemand erschien, auf den die Beschreibung zutraf: eine junge Frau mit roten Haaren. Nur zehn Minuten später, und Charly hätte nicht mehr daran geglaubt, dass Gretas Plan aufging, und nach der Rechnung verlangt. So aber bestellte sie noch ein Glas Selters, als der Kellner wieder an ihren Tisch trat, und hielt den Hauseingang im Blick.

Die Rothaarige ging auf der anderen Straßenseite und schaute einmal kurz hinüber zur Hotelterrasse, doch Charly war hinter der Zeitung gut versteckt. Nun stand die Fremde vor der Haustür der Nummer drei. Ein hochherrschaftliches Haus. Keine Namenstafel am Fuß der Treppe, hier fragte man beim Portier. Genau wie im Haus der Familie Rath auf der anderen Seite des Hofes. Charly hatte sich noch immer nicht an die piekfeine Gegend gewöhnt, in der sie jetzt lebte.

Greta hatte die Frau recht gut beschrieben. Selbst im Häuserschatten der Uhlandstraße schienen die roten Haare noch zu leuchten. Charly hatte das Gesicht nicht genau erkennen können, und jetzt drehte die Fremde ihr den Rücken zu, als sie ein paar Schritte zurücktrat und die Hausfassade musterte. Es schien, als könne sie nicht glauben, dass jemand wie Charlotte Rath, geborene Ritter, in solch einem Haus wohnte.

Irgendetwas an der jungen Frau kam Charly vage bekannt vor, vielleicht ihre Bewegungen, vielleicht die Art, wie sie den Kopf in den Nacken legte, dennoch hatte sie keinen blassen Schimmer, um wen es sich handeln konnte. Und je mehr sie darüber nachdachte, desto weniger wollte der Groschen fallen.

Ganz anders der Hund. Charly wusste nicht, ob die Duftmarke der Frau quer über die Uhlandstraße geweht war, jedenfalls begann Kirie plötzlich, ganz aufgereggt mit dem Schwanz zu wedeln, tänzelte auf der Stelle und machte Anstalten, auf die Straße zu laufen. Und dann riss der Hund den Stuhl um, an den Charly ihn geleint hatte, und lief los, machte einen Satz über das niedrige Mäuerchen, das die Hotelterrasse vom Trottoir abgrenzte, und sprang quer über die Straße. Die Rothaarige drehte sich um, als sie den Hund herantapsen und bellen hörte, die Leine hinter sich herschleifend. Und in dem Moment, in dem sie sich umdrehte, wusste Charly auch, woher sie die Frau kannte.

»Alex?«, rief sie aus, viel lauter als eigentlich beabsichtigt.

Alexandra Reinhold, die gerade dabei war, Kiries stürmische Begrüßung über sich ergehen zu lassen, schaute hoch, die Augen weit aufgerissen. Als sie Charly erblickte, führte sie augenblicklich ihren Zeigefinger zum Mund, und Charly schämte sich noch mehr, ihren überraschten Ausruf nicht zurückgehalten zu haben. Es saßen nur vier, fünf Leute auf der Terrasse, doch deren Aufmerksamkeit hatte sie voll und ganz erregt.

6

Das neue Domizil der Geheimen Staatspolizei machte wirklich was her. Mochte das Gebäude auch kleiner ausfallen als die riesige rote Backsteinburg am Alexanderplatz, in der das Polizeipräsidium residierte, so war die Fassade nicht minder ehrfurchtgebietend – was vielleicht auch an den SS-Männern lag, die am Eingang Wache schoben und deren schwarze Uniformen deutlich respekteinflößender wirkten als die blauen Uniformen und Tschakos der Schutzpolizisten am Alex. Der eigentliche Unterschied aber erschloss sich Rath erst, als er Reinhold Gräf ins Innere des Gebäudes folgte. Die Eingangshalle und das Treppenhaus in ihrer Mischung aus Neobarock und Jugendstil erweckten fast den Eindruck, als betrete man ein Schloss. Es roch nach Bohnerwachs und frischer Farbe, die Schuhe der Beamten hallten laut auf dem Marmorboden. So sauber und adrett wie im Geheimen Staatspolizeiamt hatte es in der Burg in all den Jahren, die Rath nun schon dort arbeitete, nie ausgesehen. Kein grünes Linoleum, das sich vom Boden löste, keine vergilbenden Wände, keine hässlichen Elektrokabel, von Lichtschalter zu Lichtschalter über den Putz gelegt. Nein, hier wirkte alles wie neu.

»Kannst du mich in die Prinz-Albrecht-Straße fahren?«, hatte Gräf ihn gebeten, als sie von ihrem Besuch im Sturmlokal zurückgekehrt waren und niemanden mehr am Tatort antrafen.

»Ins Gestapa?«

»Ich wollte dir da ohnehin noch was zeigen.«

»Willst du mit deinem neuen Büro angeben?«

»Ich will dir etwas zeigen, das dich davon abhält, weiter beim SA-Sturm hunderteins im Müll zu wühlen.«

»Was heißt: im Müll wühlen? Ich hab mich nur ein bisschen umgesehen.«

»Das wahrscheinlichste Mordmotiv ist immer noch das, was über dem Toten an der Wand stand.«

»Und was, wenn das Blut im Hof doch Menschenblut war?«

»Dann hat uns das nicht zu interessieren.«

»Ach ja?«

»Erstens kann so etwas vorkommen in einem SA-Sturmlokal. Der Kampf gegen die Kommune hält immer noch an. Und die SA steht dabei an vorderster Front.«

»Und zweitens?«

»Zweitens geht es uns nichts an! Weil es nichts mit dem Tod von Horst Kaczmarek zu tun hat.«

»Da bist du dir so sicher?«

»Ziemlich. Komm mit ins Gestapa, dann zeige ich dir, warum.«

Nach einem kurzen Halt am Alex, wo Rath seine Sekretärin auf den neuesten Stand brachte, und einem noch kürzeren Mittagimbiss bei Aschinger waren sie zur Prinz-Albrecht-Straße gefahren, wo die Staatspolizei seit gut einem Jahr residierte, in deutlicher Entfernung zum Polizeipräsidium, mit dem die Politische Polizei, die schon am Alex immer eine Sonderstellung genossen hatte, inzwischen gar nichts mehr zu tun hatte. Schon im März 1933 war sie als Staatspolizei direkt Innenminister Göring unterstellt worden. Und seit Kurzem erhielt sie ihre Befehle aus München, von SS-Chef Himmler, der seinen Adlatus Heydrich nach Berlin geschickt hatte.

Schon die Eingangshalle des Geheimen Staatspolizeiamtes schindete Eindruck. Riesige Fenster ließen viel Licht ein, an der Stirnwand hingen Hakenkreuzfahnen auf dem hellen Putz, darunter war eine Hitlerbüste plaziert, die dem Besucher streng und grimmig entgegenblickte. Schweigend gingen Rath und Gräf die breiten Treppen hinauf. Anzugträger kamen ihnen entgegen, in geschäftiger Hektik, ab und zu auch einmal ein Schwarzuniformierter. Gräf grüßte jeden zackig mit dem Deutschen Gruß, Rath ließ jeweils eine Art Echo folgen mit seinem lustlos angewinkelten rechten Arm. In der dritten Etage bogen sie in einen langen

Gang ein, den sie fast bis zum Ende durchwanderten, bis Gräf unvermittelt vor einer Tür stehen blieb.

»Wir sind da«, sagte er.

DEZERNAT III B1, KOMMISSAR Z. A. R. GRÄF las Rath auf dem Schild.

»Gratuliere. So viele Buchstaben stehen bei mir nicht an der Tür.«

»Das z. A. kommt ja bald weg«, sagte Gräf und lächelte säuerlich. Er fummelte einen Schlüssel aus seiner Westentasche und schloss auf.

Eine Vorzimmerdame besaß Reinhold Gräf offensichtlich nicht, wie Rath mit Genugtuung feststellte, nicht einmal ein Vorzimmer. Umso neidischer war er auf das Büro. Auf dessen schiere Größe, auf die frisch gestrichenen Wände, die fast neuen Möbel. Sogar auf die Aussicht, die auf irgendwelche Grünanlagen hinausging, über denen das Europahaus hoch in den Himmel ragte und dahinter die riesige Halle des Anhalter Bahnhofs.

»Hübsch hell hast du's hier«, sagte Rath und nickte anerkennend.

»Wir haben alle so große Fenster. Das hier war mal eine Kunstgewerbeschule, die brauchten eben viel Licht.«

Hinter dem Schreibtisch, der aufgeräumt war und so glänzte, als habe er eben noch eine frische Politur bekommen, hing wie unten in der Halle eine Hakenkreuzfahne an der Wand. Eine Hitlerbüste fehlte, das Porträt des Reichskanzlers hatte man dem Staatspolizeikommissar z. A. lediglich in fotografischer Form gegönnt. Eine dramatisch ausgeleuchtete Fotografie allerdings, da konnten die eher schlichten Hindenburg-Porträts, die im Polizeipräsidium an den Bürowänden hingen, nicht mithalten.

»Setz dich doch«, sagte Gräf. »Kann ich dir etwas anbieten? Einen Kaffee vielleicht?«

Rath nickte. »Da sage ich nicht Nein. Kuchen gibt's wahrscheinlich keinen.«

»Wir sind hier nicht bei Gennat.« Gräf nahm den Telefonhörer von der Gabel und drückte einen Knopf. »Mettmann? Bringen Sie doch bitte eine Kanne Kaffee und zwei Tassen in mein Büro.«

Rath spürte, wie der Neid wieder in ihm hochstieg, und drängte ihn zurück.

»Also gut«, sagte er und rieb sich die Hände, »was wolltest du mir zeigen?«

»Geduld gehörte wirklich noch nie zu deinen Tugenden, Ge-reon.« Gräf grinste und öffnete einen Schrank neben der Fahne. Er musste nur ein paar Ordner durchgehen, dann hatte er gefunden, was er suchte. Er öffnete eine dicke Aktenmappe und fächer-te deren Inhalt auf den Schreibtisch wie ein Kartenspiel.

Fotos. Die Akte enthielt Fotos, die – jeweils auf ein gelochtes Blatt Papier geklebt, auf dem ein Datum und eine Adresse ver-merkt waren – kommunistische Parolen zeigten, an Hauswänden, Mauern, Baustellenzäunen, sogar Litfaßsäulen. Ja, die Hinter-gründe boten tatsächlich noch die größte Abwechslung, die Wor-te waren nämlich immer dieselben.

ARBEITER WEHRT EUCH! TOD DEN HITLERFASCHISTEN!

Sogar die Handschrift war identisch, wenn man bei meterhoch gepinselten Buchstaben überhaupt von so etwas wie einer Hand-schrift sprechen konnte.

»Der Fall, an dem ich gerade arbeite«, erklärte Gräf. »Was meinst du, warum ausgerechnet ich zur Gartenstraße rausge-fahren bin?«

»Weil du Sehnsucht nach mir hattest?«

»Quatsch. Ich wusste ja noch gar nicht, dass du die Ermittlun-gen leitest. Nein, Oberregierungsrat Nebe hat mich hingeschickt, weil es mein Fall ist. Nicht wegen der Leiche. Wegen der kommu-nistischen Parole, von der Karthaus am Telefon berichtet hatte.«

»Nebe? Arthur Nebe?«

»Mein Abteilungsleiter.«

»Ja, sicher. Weiß ich doch.«

Rath sagte das so beiläufig wie möglich. Natürlich wusste er, dass auch Nebe den Weg vom Alex zur Prinz-Albrecht-Straße ge-gangen war, aber er hatte nicht gewusst, welche Karriere der frü-here Kriminalkommissar seither hingelegt hatte. Arthur Nebe, ein Protegé des ehemaligen Vizepolizeipräsidenten Bernhard Weiß, den die Nazis aus dem Land gejagt hatten. Was Weiß aller-dings nicht gewusst hatte und auch sonst kaum jemand im Präsi-dium: Nebe war schon zu Zeiten Nazi gewesen, als dies für einen preußischen Polizisten noch nicht karrierefördernd war. Und die-se Gesinnungstreue hatten die neuen Machthaber offensichtlich

belohnt. Oberregierungsrat! Jahrelang war Nebe genau wie Rath nicht über den Rang des Kriminalkommissars hinausgekommen, und nun war er ihm auf der Karriereleiter schon einige Stufen voraus.

Vielleicht, dachte Rath, als er sich in Gräfs Büro umschaute, vielleicht hätte er im März 33 doch bei der Politischen Polizei bleiben sollen, sosehr es ihm auch widerstrebt hatte. Aber musste man im Berufsleben nicht manchmal Kröten schlucken? Vielleicht war das sein Problem, dass er sich solchen Dingen verweigerte, dem politisch notwendigen Übel, vielleicht würde er deshalb nie die Karriere machen, die sein Vater im Polizeiapparat absolviert hatte.

»Die ersten Parolen dieser Art«, fuhr Gräf fort, »tauchten Ende April auf, seitdem bin ich an der Sache dran. Und die von heute passt genau in das bisherige Schema. Ich bin sicher, dass unser kriminaltechnischer Dienst das bestätigen wird. Ich habe Kronberg gebeten, eine Probe von den Farbspuren an den Kollegen Kreuzmann zu geben, der ...«

»Du hast was?«, unterbrach Rath. »Du lässt deine eigene kriminaltechnische Untersuchung neben der unseren laufen?«

»Ich lasse nur Proben untersuchen. Ich hätte meine Leute heute Morgen auch mitbringen können, Gereon! Ich wollte Kronberg aber nicht damit düpieren, dass Kreuzmann am Tatort auftaucht und mit seinen Männern ebenfalls Spuren sichert. Obwohl ich jedes Recht dazu gehabt hätte.«

»Was willst du mir da gerade einreden? Dass du jedes Recht dazu hast, eine Mordermittlung zu torpedieren ...«

»Ich torpediere nichts!«

»Du behinderst meine Ermittlungen mit solchen Kinkerlitzchen. Und das nur, weil da jemand die Wände mit roten Parolen beschmiert? So was gibt es doch dutzendorfach in Berlin. Meinst du, irgendwer nimmt das ernst, dass sich nicht alle Kommunisten an die neuen Verhältnisse gewöhnen wollen? Das sind doch nur hilflose Rückzugsgefechte.«

»Es geht um mehr als diese Schmierereien, es geht um Dinge, die ganz direkt unsere Staatssicherheit betreffen.« Gräf zog eine Personenakte aus einem anderen Ordner und breitete sie vor Rath aus. Auf dem Fahndungsfoto blickte ein ernster Mann in

die Kamera. »Gregor Wolff«, sagte Gräf überflüssigerweise, weil Rath den Namen längst gelesen hatte. »Rotfrontkämpfer. Seit Mai neunundzwanzig auf den Fahndungslisten der Politischen Polizei.«

Es klopfte an der Tür, die sich erst öffnete, als Gräf ebenso zackig wie freundlich »Bitte!« sagte.

Eine junge Frau mit blondem Bubikopf kam herein, ein Tablett balancierend, lächelte Rath freundlich an und noch freundlicher ihren Chef. »Der Kaffee, Kommissar Gräf«, sagte sie und knickte dabei sogar ein klein wenig.

»Danke, Mettmann«, sagte Gräf. »Stellen Sie die Sachen doch bitte auf den Besuchertisch.«

Die Mettmann reagierte mit einem Lächeln auf Gräfs geschlechtslose Anrede, ein Lächeln, das nahelegte, dass die junge Sekretärin ihren Chef anhimmelte. Ob sie auch wusste, dass sie da bei Gräf auf Granit beißen würde? Dass jeder blonde Jüngling ungleich bessere Chancen besaß?

»Deine Sekretärin?«, fragte Rath, als die Blondine wieder draußen war.

»Unsere Sekretärin. Ist für das ganze Dezernat IIIB1 zuständig.« Gräf hüstelte. »Zurück zu Wolff.«

Er zog eine weitere Mappe aus dem Ordner. »Unter anderem deswegen«, sagte er und legte weitere Fotos auf den Tisch, »ist Wolff seinerzeit in unsere Kartei geraten und erkennungsdienstlich behandelt worden.«

Rath schaute sich die Fotos an, die schon etwas vergilbt waren. Sie ähnelten denen, die er bereits gesehen hatte, auch sie zeigten eine einzige Parole vor wechselnden Hintergründen, die Schrift war ebenfalls die gleiche, allein die Parole war ein kleines bisschen anders formuliert.

ARBEITER WEHRT EUCH! TOD DEN SOZIALFASCHISTEN!

»Aus der Systemzeit«, erklärte Gräf. »Da waren die Sozen noch der größte Feind der Kommune.«

»Tja, so sind sie, die Kommis. Prügeln halt immer auf den ein, der das Sagen hat.«

»Die Fotos sind aus den Jahren neunundzwanzig bis einunddreißig. Dann ist Wolff erwischt worden und hat sich ein paar Monate später nach Moskau abgesetzt. Im Sommer zweiunddreißig.«

»Und jetzt ist er wieder hier?«

»So sieht es aus.« Gräf nickte. »Seit sechs Wochen tauchen an Berliner Wänden wieder Parolen auf, die Wolffs Handschrift tragen. Wir glauben, dass eine ganze Bande altgedienter Rotfrontkämpfer aus ihrem Moskauer Exil nach Berlin zurückgekehrt ist. Männer, mit denen Stalin das neue Deutschland destabilisieren will.«

»Deutschland destabilisieren? Mit Parolen?« Rath lachte auf. »Hui, da bekomme ich es aber mit der Angst zu tun. Die kommunistische Gefahr lauert wirklich allüberall!«

»Es geht nicht nur um Parolen, Gereon. Wenn ich dich daran erinnern darf: Heute Morgen ist ein SA-Mann gestorben. Das ist nicht lustig.«

»Und bevor wir überhaupt irgendwelche Erkenntnisse haben, bist du dir schon sicher, dass Kaczmarek auf das Konto dieses Wolff geht?«

»Oder eines seiner Genossen. Vor Gewalt schreckt jedenfalls keiner von denen zurück.«

»So zu denken hast du bei Gennat nicht gelernt.«

»Nein. Das habe ich hier gelernt. Eine Politische Polizei muss schnell reagieren. Es geht hier nicht nur um Mord – um einen höchstwahrscheinlich politischen Mord –, es geht hier um die Sicherheit Deutschlands. Und da dürfen wir uns nicht mit irgendwelchen Sentimentalitäten aufhalten.«

»Verstehe«, sagte Rath. »Ihr hofft also, dass ihr, wenn ihr diesem Wolff auf die Spur kommt, gleich eine ganze Bande Rotfrontkämpfer schnappt, die auf Stalins Geheiß in Berlin Wände bepinselt. Aber ist das nicht gut für die Konjunktur, wenn Stalin in Deutschland in großen Mengen Farbe kaufen lässt?«

»Zieh das bitte nicht ins Lächerliche, Gereon! Der kommunistische Widerstand ist immer noch lebendig. Wo sie können, sabotieren die Roten das neue Deutschland. Da geht es nicht nur um Parolen, da geht es um Sabotage wichtiger Industrien und nicht zuletzt auch um Menschenleben.« Gräf machte eine Pause und schaute Rath ernst an. »Weißt du eigentlich, wie viele SA-Männer im Kampf gegen die Kommune schon ums Leben gekommen sind?«

Rath musste an den blonden SA-Jüngling denken, den er einmal halbnackt aus Gräfs Badezimmer hatte kommen sehen.

»Ich ziehe nichts ins Lächerliche«, sagte er. »Ich sehe nur, dass du aus meinen Mordermittlungen Hinweise auf deine Wolff-Bande ziehen willst. Und ich habe das dunkle Gefühl, dass das meine Ermittlungen nicht gerade erleichtern wird.«

»Es sind nicht deine Ermittlungen, es sind unsere. Genau wie du möchte ich den feigen Mord an einem SA-Mann aufklären. Wenn uns dabei noch ein paar Staatsfeinde ins Netz gehen, umso besser. Und ...«

Er brach ab, denn die Tür wurde aufgerissen, und Pfeiffer stürzte ins Büro, in einer derart ungestümen Art und Weise, dass man hätte meinen können, der SS-Truppführer beabsichtige, die Kaffeekasse des Dezernats IIIB1 auszurauben. Als er die Kommissare erblickte, ließ er den rechten Arm nach oben schnellen.

»Heil Hitler!«

»Heil Hitler, Pfeiffer«, erwiderte Gräf.

»Wo ist denn mein Kollege?«, fragte Rath.

»Kommissar Lange? Am Alex. Hat sich dort absetzen lassen.«

Pfeiffer klang nicht so, als würde er es bedauern, den Kriminalkommissar losgeworden zu sein. Er hob einen dunkelbraunen Lederkoffer.

»Haben eine nicht unbeträchtliche Menge Bargeld in der Wohnung des Toten gefunden«, sagte er, »zudem Schuss- und Schlagwaffen, die wir sichergestellt haben.«

»Nichts Ungewöhnliches für einen SA-Mann«, sagte Gräf.

»Sehe ich ebenso, Kommissar Gräf. Habe die Waffen gleichwohl Lange überlassen, der darauf bestanden hat, sie kriminaltechnisch untersuchen zu lassen.«

»Wie viel Geld haben Sie denn gefunden?«, wollte Rath wissen.

Pfeiffer zögerte einen Moment, als sei es unter seiner Würde, einem Kriminalkommissar zu antworten.

»Über zwölftausend Mark«, sagte er dann.

»Dafür muss meine Oma aber lange stricken«, meinte Rath.

»Haben Sie die Herkunft bereits geklärt?«

Pfeiffer schüttelte den Kopf. »Ich dachte, wir sollten das Geld erst einmal in Gewahrsam nehmen.«

»Wäre es nicht sinnvoller gewesen, den Fund ebenfalls dem Kollegen Lange zu überlassen? Zur kriminaltechnischen Untersuchung?«

»Das erscheint mir überflüssig. Das habe ich Ihrem Kollegen auch gesagt, Kommissar Rath.«

»Wollen Sie damit andeuten, Sie haben sich den Anweisungen der Kriminalpolizei widersetzt?«

»Mit Verlaub, Herr Kriminalkommissar, aber die Geheime Staatspolizei hat von der Kriminalpolizei keine Anweisungen entgegenzunehmen. Vermutlich handelt es sich bei dem Fund um Vermögen des SA-Sturms hunderteins. Da erschien es mir nahelegend, dass wir dieses Geld vorerst in Verwahrung ...«

»Wir sind doch keine Bank!«, raunte Rath den SS-Mann an. »Die Polizei ist nicht dazu da, dieses Geld aufzubewahren, sondern es zu untersuchen. Überprüfen, ob die Scheine irgendwo registriert sind. Fingerabdrücke sichern und so weiter.« Er tat einen Schritt auf Pfeiffer zu und schaute dem Mann direkt in die Augen. »Das ist Polizeiarbeit. Schon mal davon gehört?«

»Gereon, ich bitte dich«, sagte Gräf. Seine Stimme blieb ruhig, als er Rath ein wenig von Pfeiffer wegzog. »Wir sind hier unter Kollegen. Kein Grund, sich so aufzuregen. Natürlich bringen wir diesen Fund noch zum ED. Aber ob es wirklich etwas mit dem Todesfall zu tun hat ...«

»Das wissen wir erst, wenn wir es untersucht haben!«, fuhr Rath nun Gräf an. »Kommt es euch nicht verdächtig vor, dass ein einfacher SA-Mann im Besitz einer solch immensen Summe ist?«

»Das einzig Verdächtige, was mir heute aufgefallen ist«, sagte Pfeiffer mit einem schnippischen Unterton, der überhaupt nicht zu seinem sonstigen militärisch-zackigen Gehabe passen wollte, »das sind die kommunistischen Parolen unter der Eisenbahnbrücke. Die Ersparnisse eines SA-Mannes gehen uns nichts an.«

»Ersparnisse, SA-Eigentum – haben Sie noch mehr Vermutungen? Genau deswegen sollten die Scheine untersucht werden! Damit wir hier kein Rätselraten veranstalten müssen.«

»Wir sollten uns im Augenblick nicht so an dem Geld festbeißen, Gereon«, sagte Gräf. »Darum kann sich die Spurensicherung später noch kümmern. Erst einmal haben wir, wie der Kollege Pfeiffer richtig anmerkt, eine Spur zur Gruppe Wolff, der wir nachgehen sollten.«

»Die Gruppe Wolff.« Rath holte tief Luft. »Wenn ich es richtig verstehe, soll die Kripo der Stapo also dabei helfen, Kommunis-

ten zu jagen, die irgendwo in Berlin untergetaucht sind. Schön und gut. Ich frage mich nur, was für uns dabei rausspringt.«

»Ganz einfach: Der Mordinspektion werden bei der Gelegenheit auch die Mörder des armen Kameraden Kaczmarek in die Hände fallen.« Gräf räusperte sich. »Es ist wichtig, dass wir zusammenarbeiten und nicht gegeneinander.«

Das solltest du deiner Flachpfeife besser mal einimpfen, hätte Rath am liebsten gesagt, doch er biss sich auf die Zunge.

»Wir müssen in dieser Sache umsichtig vorgehen und sollten keinen Schritt ohne Absprache unternehmen«, fuhr Gräf fort. »Das Schlimmste, was uns passieren kann, wäre, dass wir die Roten durch irgendeine unbedachte Aktion warnen.«

»Natürlich.« Rath nickte nachdenklich, doch seine Gedanken waren ganz woanders. Wer war er denn, dass er sich von einem Reinhold Gräf etwas vorschreiben ließ? Vor gut einem Jahr war der Mann noch gerannt, sobald Kommissar Rath ihm einen Befehl erteilt hatte!

»Wissen wir denn schon«, fragte er schließlich, »wo die Gruppe Wolff untergetaucht sein könnte?«

»Leider nein. Es ist schwer, die Gruppe zu lokalisieren, weil sie überall zuschlägt, immer mitten in der Nacht und immer an Orten, an denen nachts Grabesruhe herrscht, die aber tagsüber von vielen Menschen, meist Arbeitern, passiert werden. Das ist das einzig erkennbare Muster.« Gräf klaubte die Fotos vom Schreibtisch, stauchte sie zu einem Stapel zusammen und legte sie dann einzeln auf die Tischplatte zurück. Zu jedem Foto nannte er den Namen eines Stadtteils. »Wedding, Kreuzberg, Lichtenberg, Wilmersdorf, Schöneberg, Friedrichshain, Charlottenburg, sogar Zehlendorf – wir haben das mal auf einem Stadtplan markiert, da gibt es keinen besonderen Schwerpunkt, die Gruppe ist kreuz und quer in der ganzen Stadt aktiv.«

»Vielleicht ist sie ja auch kreuz und quer in der ganzen Stadt verteilt«, sagte Rath. »In irgendwelchen Wohnungen, die die Kommunisten für genau solche Zwecke vorhalten. Die waren doch immer schon gut organisiert.«

»Die meisten dieser Wohnungen sind schon dreiunddreißig aufgefliegen.« Gräf schüttelte den Kopf. »Es ist natürlich nicht auszuschließen, dass die Bolschewiken diese zerschlagenen Struktu-

ren wenigstens zum Teil wiederaufgebaut haben, aber ich glaube das nicht. Ich vermute, dass sie eher in irgendwelchen Laubenkolonien hausen, in Kellern oder auf Dachböden.«

Er machte eine Pause und schaute derart wichtig in die Runde, dass es Rath regelrecht anwiderte.

»Wir brauchen endlich eine Spur«, fuhr Gräf fort. »Und genau deswegen ist der aktuelle Fall so bedeutsam für uns. Dort sind die Täter zum ersten Mal gestört worden. Vom unglückseligen SA-Mann Kaczmarek. Das muss einen Tumult gegeben haben. Vielleicht hat jemand etwas bemerkt, vielleicht hat jemand den Trupp beobachtet, wie er nach dem Mord die Flucht ergriffen hat. Es wäre schon hilfreich zu wissen, in welche Himmelsrichtung die Täter gelaufen sind.«

»Vielleicht findet Czerwinski ja was raus.« Rath hatte den Kriminalsekretär mit einem Trupp Schupos losgeschickt, um in der Nachbarschaft des Tatorts Zeugen aufzuspüren.

»Möglich«, meinte Gräf. »Wobei ich mir nicht ganz sicher bin, ob mit Kriminalsekretär Czerwinski der richtige Mann mit dieser Aufgabe betraut worden ist.«

»Wie meinst du das?«

»Dass ich es mir gegebenenfalls vorbehalten, meine eigenen Beamten zur Befragung der Anwohner einzusetzen. Nichts gegen Czerwinski, Gereon, aber du weißt selber, dass er nicht der Zuverlässigste ist. Zusammen mit Henning konnte man ihn ja noch schicken, aber seit der befördert worden ist ...«

Rath sagte nichts. Er wusste, dass es sinnlos war, der Staatspolizei zu widersprechen, und er hatte sich vorhin schon genug echauffiert. Außerdem hatte Gräf dummerweise recht: Paul Czerwinski war immer nur dann gut gewesen, wenn er mit seinem Partner Alfons Henning zusammengearbeitet hatte. Die beiden waren so unzertrennlich, dass es ihnen die Spitznamen Plisch und Plum eingebracht hatte. Bis Henning die Kommissariatslaufbahn eingeschlagen hatte und ins Einbruchszernat versetzt worden war.

»Lass Czerwinski erst einmal seine Ergebnisse vortragen. Dann können wir das immer noch entscheiden.«

Gräf nickte. »Wie wäre es um neun? Hier in der Prinz-Albrecht-Straße.«

»Hier?«

»Ich stelle mein Büro zur Verfügung. Das ist geräumiger als deins.« Gräf schaute so generös, dass Rath sich beherrschen musste, um keine giftige Bemerkung abzuschießen. »Dann hat Kreutzmann bestimmt auch die Untersuchung der Farbspuren abgeschlossen.«

»Vielleicht kann Herr Kreutzmann dann gleich auch die Untersuchung des Geldes übernehmen«, sagte Rath und zeigte auf den Koffer in Pfeiffers Hand. »Wo es doch schon mal hier ist. Oder soll ich es dem Kollegen Kronberg ins Präsidium bringen?«

Der SS-Mann hielt den braunen Lederkoffer fest, als befürchte er, der Kriminalkommissar könne ihm das Geld abnehmen.

»Ich denke, das kann Kreutzmann übernehmen«, sagte Gräf. »Pfeiffer, Sie können das Asservat gleich an die Spurensicherung geben. Vielleicht haben wir dann morgen auch in dieser Sache schon Ergebnisse.«

Rath registrierte den bösen Blick, den Pfeiffer seinem Chef zuwarf, und spürte eine gewisse Befriedigung. Er schaute auf die Uhr. »Meine Herren, ich sehe, es ist schon später, als ich dachte ... Ein paar Dinge sind am Alex noch zu erledigen – und ich möchte meine Frau nur ungern mit dem Essen auf mich warten lassen. Ich darf mich verabschieden.«

Er verließ Gräfs Büro ohne den amtlich vorgeschriebenen Deutschen Gruß. Und dann entfloh er dem Geheimen Staatspolizeiamt auf dem schnellsten Wege, dieser frisch renovierten ehemaligen Schule, vor der nun SS-Wachen standen und die er so bald nicht wieder betreten wollte. Das nahm er sich jedenfalls vor, als er draußen auf die Straße trat und erst einmal tief durchatmete.

7

Die verglaste Veranda war voll mit Touristen, die beim Blick auf die Gedächtniskirche und den Großstadtverkehr ihre Sahnetörtchen genossen. Charly schaute sich kurz um. Fehlzan-

ge. Sie ging hinein ins Café, wo es noch freie Tische gab, eine ganze Menge freie Tische sogar. In einer Nische neben der Garderobe entdeckte sie die rothaarige junge Frau, die allein vor einer Tasse Kaffee saß, und setzte sich zu ihr.

»Tut mir leid«, sagte Charly und hängte ihre Handtasche über den Stuhl. »Hat etwas länger gedauert. Musste dem Jungen noch bei den Hausaufgaben helfen.«

»Kein Problem.« Die Rothaarige zeigte ein schüchternes, aber auch irgendwie erleichtertes Lächeln. Es sah ein bisschen so aus, als habe Alexandra Reinhold nicht hundertprozentig damit gerechnet, dass Charly ihre Verabredung einhalten würde.

Kaum zu glauben, was aus dem Straßenmädchen geworden war. Eine richtige junge Dame.

Wie lange war das her, dass Charly, damals noch Referendarin am Amtsgericht Lichtenberg, ihr geholfen hatte? Drei Jahre? Es kam ihr vor wie eine Ewigkeit, so viel hatte sich seither verändert.

Korrumpierte Polizisten hatten Alex damals gejagt, weil sie etwas gesehen hatte, was sie nicht hätte sehen dürfen. Den kaltblütigen Mord an ihrem Freund Benny, nachdem man die beiden erwischt hatte, wie sie des Nachts die Schmuckabteilung des Kadewe ausräumen wollten. Ein Mord, begangen von einem Schupo, gedeckt von seinen Kollegen. Das erste Mal, dass Charly gegen die Polizei gearbeitet hatte. Um Bennys Mörder zu überführen, hatte sie sich sogar für verdeckte Ermittlungen einspannen lassen.

Vorhin in der Uhlandstraße hatten sie nicht viel Zeit gehabt. Charly musste zurück in die Carmerstraße, sich um das Mittagessen für Fritze kümmern. Sie hatte Alex den Vorschlag gemacht, sie dem Jungen einfach als ihre Cousine Marlene aus Hamburg vorzustellen, aber das hatte Alex nicht gewollt.

Marlene Keller. Das war der Name, den Alexandra Reinhold, die nach wie vor auf den Fahndungslisten stehen musste, sich zugelegt hatte und bei dem sie auch von Charly genannt werden wollte. Der Name passte irgendwie zu Alex' neuem Aussehen, zu den rötlichen Haaren, zu den Gesichtszügen, die viel härter und erwachsener wirkten als vor drei Jahren, und nicht zuletzt zu ihrem Beruf: Marlene Keller war seit eineinhalb Jahren Inhaberin einer Bar in Hamburg.

»Sankt Georg«, hatte Alex gesagt, als Charly nach der Adresse

gefragt hatte. Mehr wollte sie nicht preisgeben. Nur dass sie den Laden gemeinsam mit ihrer Freundin Vicky betrieb und dass es ihnen beiden gut gehe.

Charly ahnte, dass Alex sie nicht allein aus Sehnsucht aufgesucht hatte, doch das Mädchen brauchte eine Weile, ehe sie aussprach, um was es ging. Dass sie Hilfe benötige. Doch welche Hilfe, das wollte sie nicht sagen.

»Nicht hier. Nicht auf der Straße. Das ist eine längere Geschichte.«

Und so hatten sie sich für den Nachmittag im Romanischen Café verabredet.

Eine gute Wahl, wie Charly dachte. Nur wenige Tische besetzt, meist mit Frauen, die sich zum Kaffeeklatsch trafen. Solche Gäste hatte das Romanische inzwischen bitter nötig, nachdem viele seiner früheren Stammgäste, angehende Schriftsteller und Künstler, Berlin verlassen hatten oder aus anderen Gründen nicht mehr erschienen. Hier würde niemand ihr Gespräch belauschen.

Gleichwohl schickte Alex dem Kellner einen misstrauischen Blick hinterher, nachdem er Charlys Bestellung aufgenommen hatte. Erst als er vier, fünf Tische weiter war, fing sie an zu reden.

»Es geht um meinen Bruder«, sagte sie, und Charly ahnte, dass der Gefallen, um den Alex sie unweigerlich bitten würde, nicht einfach zu erfüllen sein würde.

»Um Karl?«, fragte sie, obwohl sie es eigentlich wusste, und Alex nickte.

Karl Reinhold, wie sein Vater ein überzeugter Kommunist, hatte sich vor gut drei Jahren nach Moskau abgesetzt, und das nicht nur aus politischer Überzeugung. Das Mitglied der auch damals schon illegalen Rotfront stand im Verdacht, im Dezember 1930 Heinrich Beckmann erschossen zu haben, den Hauswart der Familie Reinhold, den Mann, der dafür verantwortlich war, dass die Reinholds ihre Wohnung in Boxhagen hatten räumen müssen. Vielleicht hatte die Tat aber auch einen politischen Hintergrund: Der Hauswart war SA-Mann gewesen.

Die meisten Einzelheiten zum Fall Beckmann hatte Charly damals aus den Akten erfahren, Alex erzählte ihr nicht viel, auch jetzt gab sie sich wortkarg, doch Charly spürte, wie verzweifelt sie sein musste, dass sie sich ihr anvertraute.